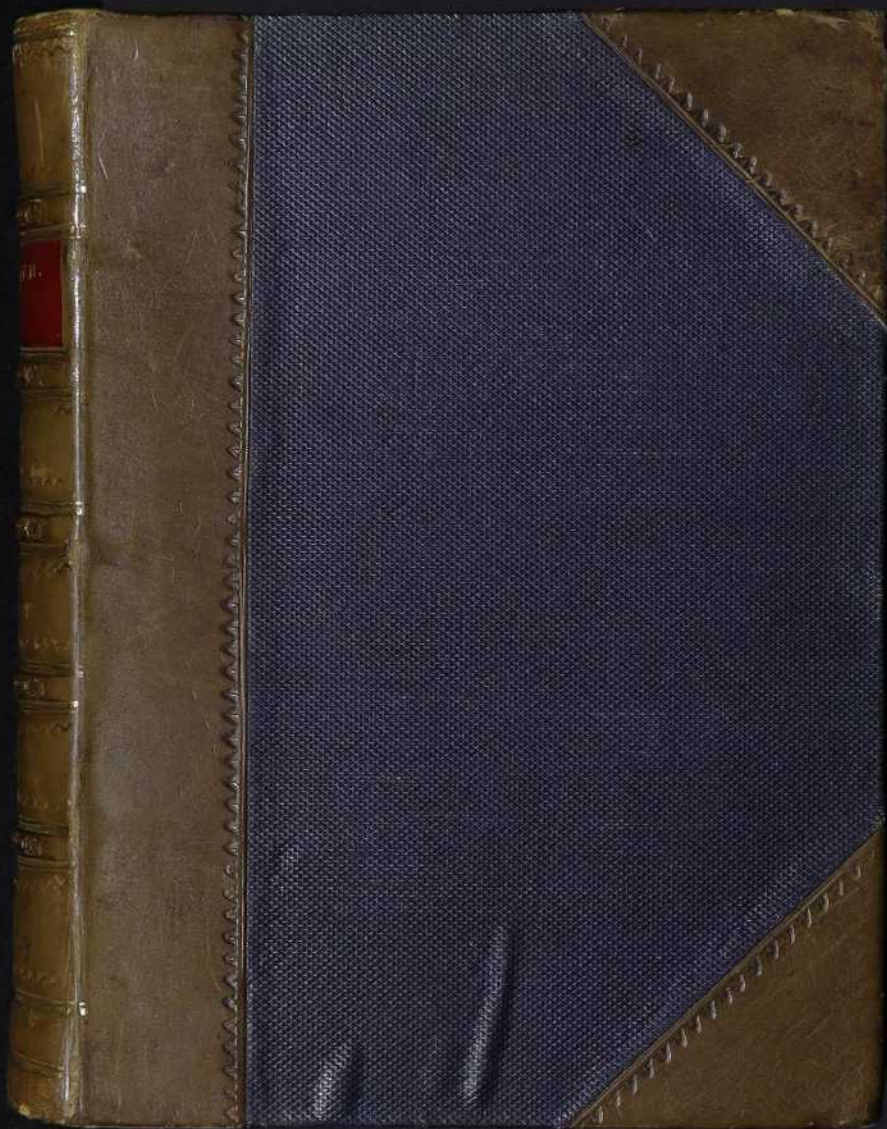
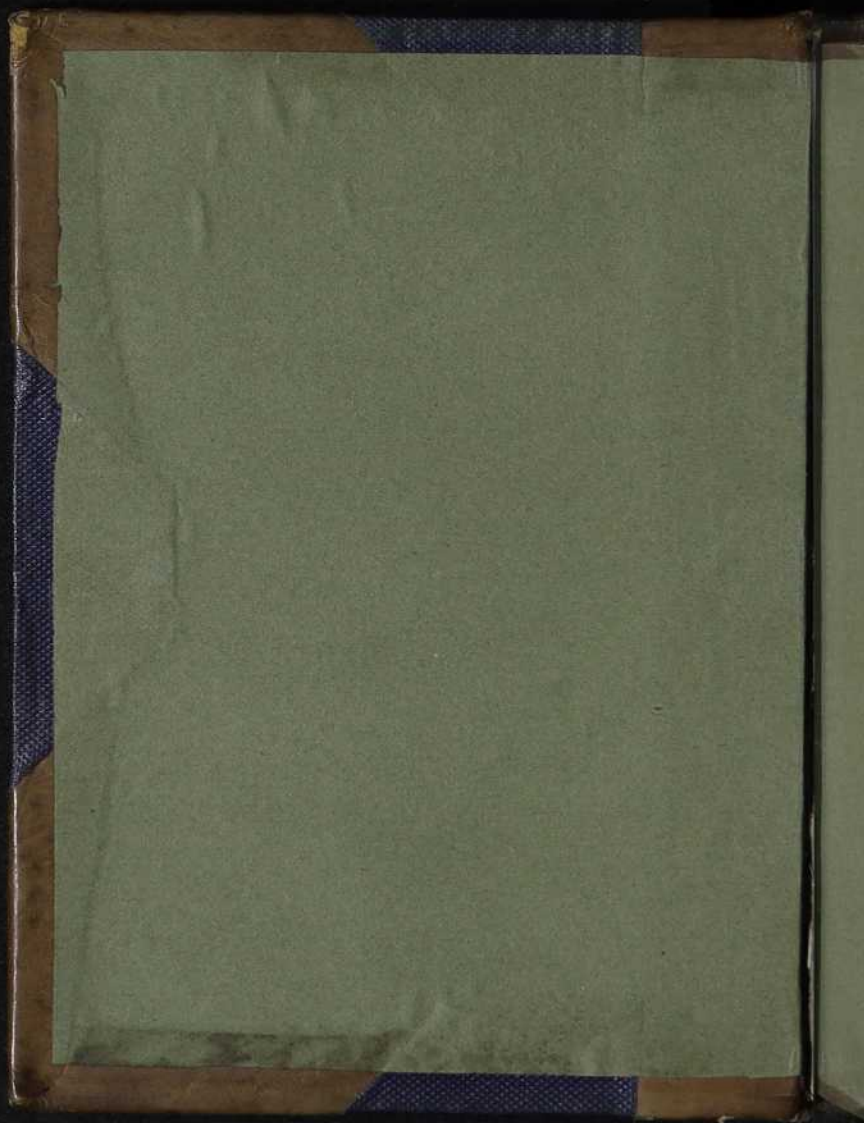
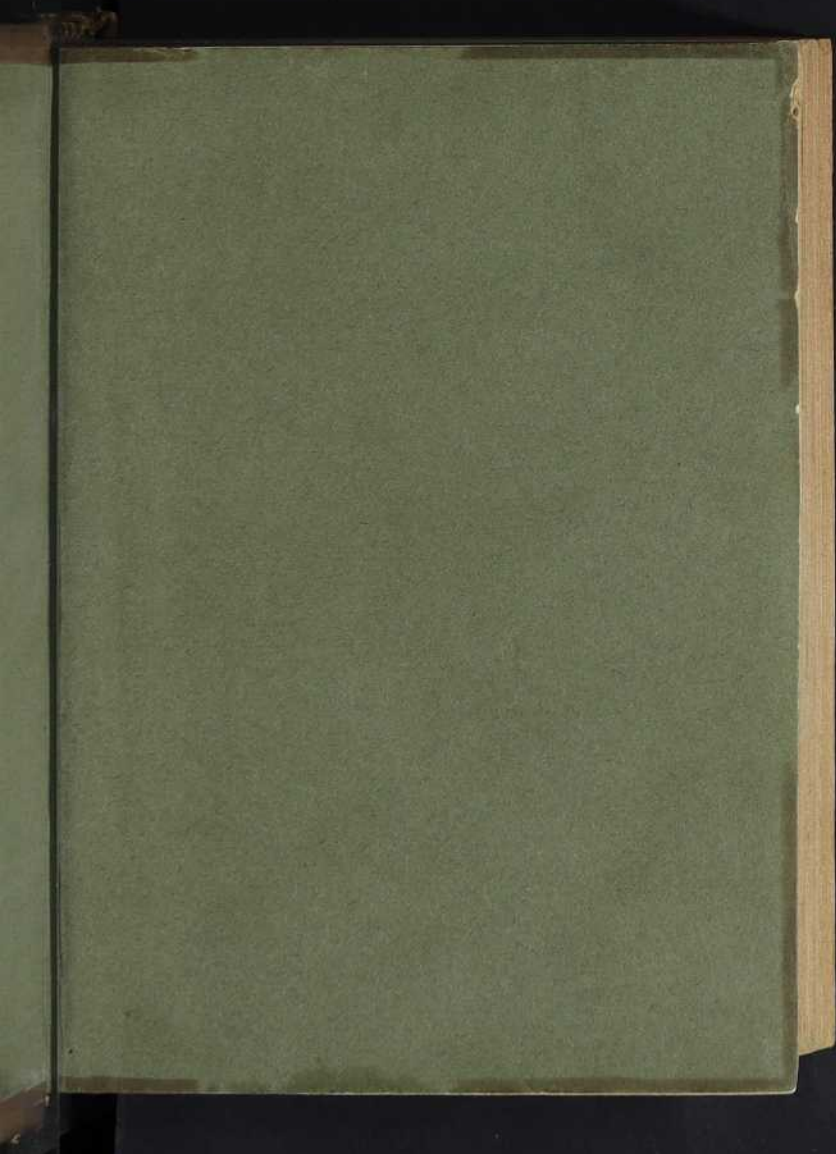
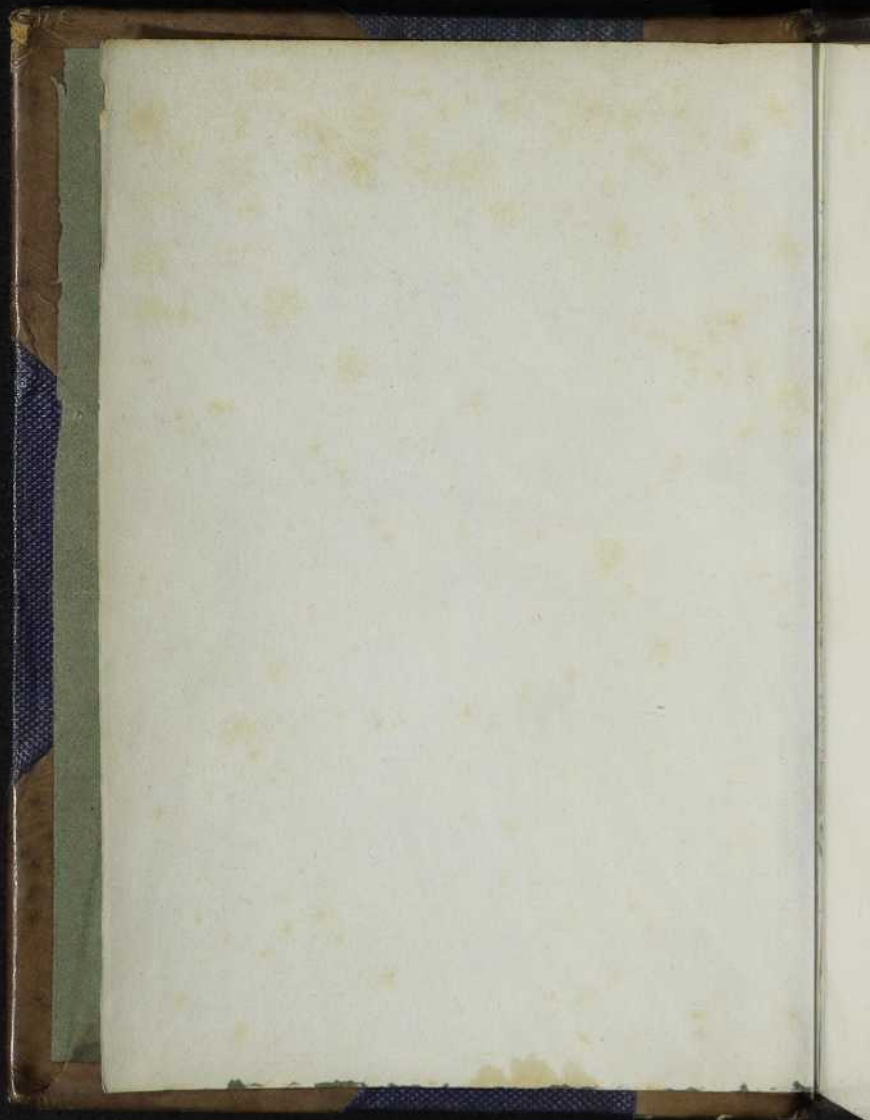
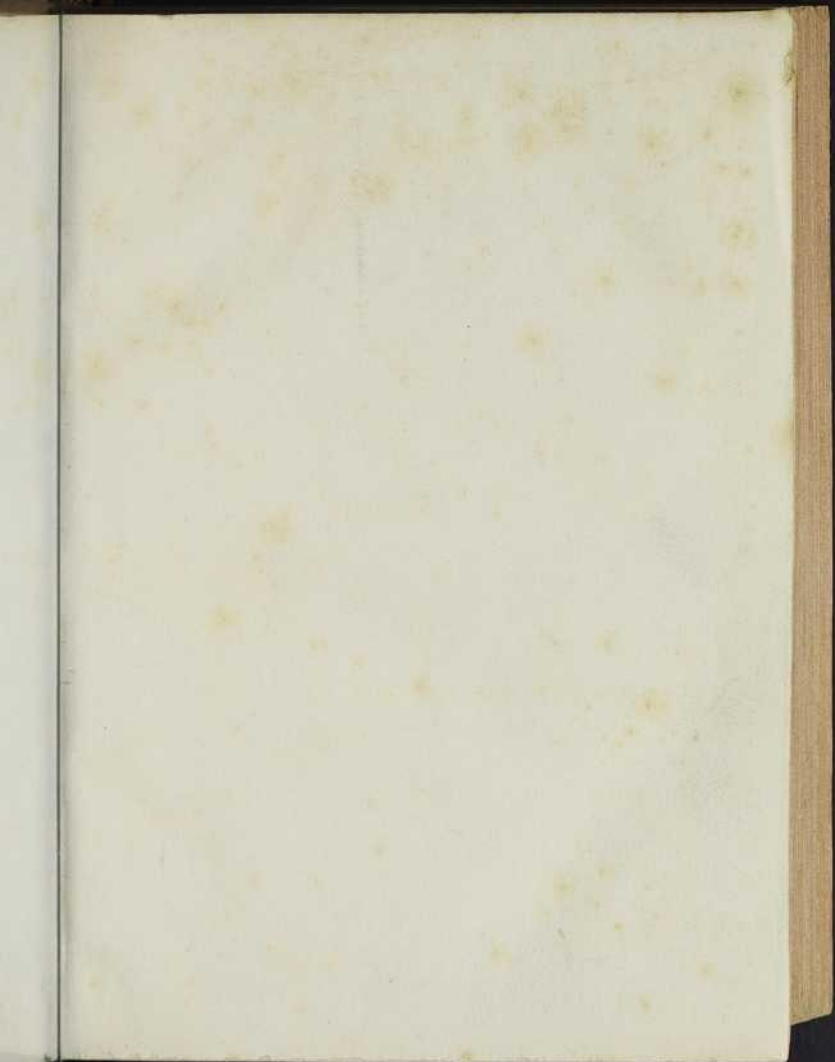
















Fritz Reiter.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Motto: Wer ein fröhliches Herz hat, weiß
sich in seinem Leiden zu halten.
Sprch. 18. 14.

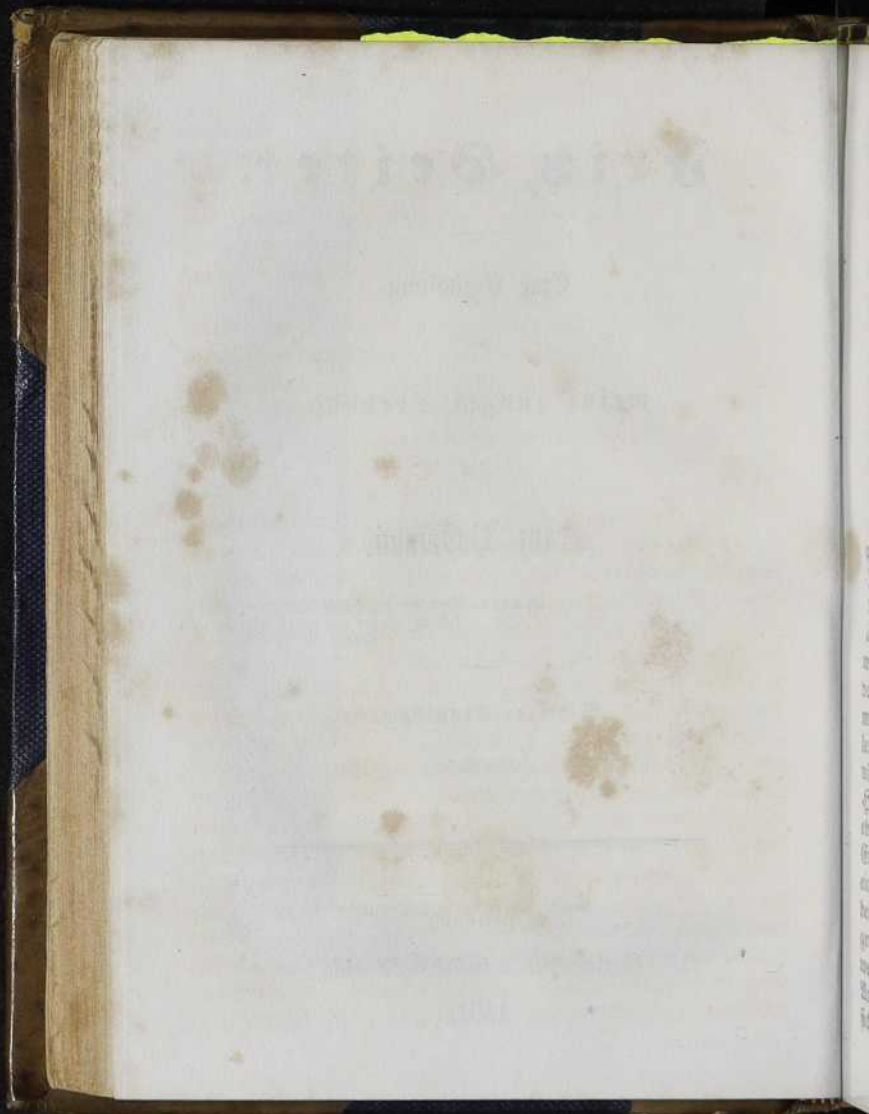
Mit vier Stahlstichen.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1861.



Erstes Kapitel.

Eine arme Familie.

Fast ganz am Ende der entlegensten Vorstadt einer großen Residenz Deutschlands stand vor verschiedenen Jahren ein kleines Haus, eigentlich nur eine Hütte, welche sich mitten zwischen den Palästen der Stadt äußerst sonderbar ausgenommen haben würde, aber da, wo sie lag, recht eigentlich an ihrem Plage lag, und vortrefflich zu ihren Umgebungen paßte. Von regelmässigen Straßen, von Straßenpflaster, von Gasbeleuchtung und anderem dergleichen Luxus entdeckte man nämlich in jenem abgelegenen Winkel keine Spur. Die Häuser standen zerstreut auf einer unfruchtbaren Sandebene umher, wie und wo sie eben die Laune ihres Erbauers hingestellt hatte. Hier und da zeigten sich einzelne schwache Spuren von ländlichen Beschäftigungen bei den Hütten, nämlich die kümmerlichen Anlagen einiger Gemüse-Beete, von einer dornigen Hecke umgeben, welche letztere vermuthlich die Anpflanzungen gegen die Angriffe dreister Hasen beschützen sollte. Diese Vorsichtsmaßregel war aber im Grunde ganz überflüssig,

denn in den Gärten wuchs eigentlich nichts weiter, als Unkraut, und einige armselige Krautköpfe, deren mageres Aussehen höchstens im strengsten Winter bei äußerster Hungersnoth den Appetit eines Hasen hätte reizen können. Etliche kleine Obstbäume standen noch da und dort vereinzelt umher, aber die besenreis-artigen Zweiglein waren so dürr und mager, daß sie unmöglich jemals Früchte, sondern höchstens ein paar halb grüne, halb gelbe, unvollkommen entwickelte Blätter getragen haben konnten. Auf der ganzen Fläche der Vorstadt und in ihrer nächsten Umgebung schien nichts weiter gedeihen zu können, als ein wenig saft- und kraßloses Gras, das büschelweise umherstand, und etliche Bechnelken, deren kleine, aber feurige rothe Blüthen den einzigen Schmuck der sonst so öden Heide abgaben.

Es war kein sehr angenehmes Wohnen in dieser traurigen Gegend, und darum hausten dort auch nur arme Leute, welche keinen hohen Miethzins bezahlen konnten, — Tagelöhner, Fabrik-Arbeiter, kleine Hausfrierer, und was sonst Tag für Tag, wie man so zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund lebt, das heißt, nicht so viel verdienen kann, um für künftige Zeiten der Bedrängniß einen Nothpfennig zurückzulegen.

Aber auch noch anderes Volk, außer den armen, doch ehrlichen und braven Arbeitern wohnte in den entlegeneren Winkeln dieser Vorstadt, Leute, von denen eigentlich Niemand wußte, wovon sie lebten, und die doch zuweilen in Ueberfluß schwelgten, und an einem einzigen Abende mehr Geld verthaten, als Andere mit schwerer Arbeit die ganze Woche verdienen konnten. Es waren dies meist freche, zugleich scheu und wild blickende Gestalten, von verwegenem Aussehen, denen

ein rechtschaffener Tagelöhner gern aus dem Wege ging. Man munkelte im Stillen wohl Allerlei über ihr Thun und Treiben, und daß es nicht schaden könnte, wenn die Polizei ein wachsames Auge auf sie richte, — aber Niemand beschuldigte sie offen in's Angesicht eines widergesetzlichen Lebenswandels. Die ehrlichen Leute fürchteten sich vor ihnen, denn Keiner zweifelte daran, daß diese unheimlichen Menschen rücksichtslos Rache üben würden, wenn man sie zu beleidigen wagte. Deshalb mied man sie, und hütete sich, ihrem Thun und Treiben genauer nachzuforschen.

Aber um wieder auf die kleine Hütte zurückzukommen, die wir bereits erwähnt haben. Es war eine der kleinsten und unansehnlichsten von Allen in der Vorstadt, und doch, wenn man sie an einem heiteren Sommertage betrachtete, muthete sie Einen äußerst freundlich an. Dies machte, weil ihr ganzes Aussehen und ihre nächste Umgebung von unablässiger und sorgfamer Pflege zeugte. An die Hütte stieß der Hofraum, und an diesen ein hübscher, nicht allzu kleiner Garten. Das Häuschen selber war niedrig, hatte nur ein Erdgeschos mit drei Fenstern Front, und unter dem Dache ein Stübchen, wie das Erkerfenster bewies, das sich aus den bemoozten Ziegeln hervorhob. Auswendig war es mit gelber Ockerfarbe angestrichen, und blau, weiß und roth blühende Binden hüllten es mit ihren Millionen Blättern und Blumen wie in einen grün-bunten Mantel ein. In dem Hofe, — man konnte ihn, wie den Garten, ganz gut durch die Zwischenräume des hölzernen Staketes übersehen, — machte sich eine große Ordnung bemerkbar. Mancherlei Haus- und Garten-Geräth stand und lag darin umher, aber Jedes augenscheinlich an

seinem Plaze, wo es hingehörte, und der ihm ein für alle Mal bestimmt war. Der Garten war regelmäsig in Beete eingetheilt, und sah ganz ausnahmsweise frisch und grün aus. Ein großes Stück desselben war mit Kartoffeln bepflanzt, die übrigen Beete trugen verschiedene Gemüse, Erbsen und Bohnen, Salat, Zwiebeln, mancherlei Kohlraben, Petersilie und Sellerie. In einem Winkel des Gartens, auf einer künstlichen kleinen Erhöhung, die eine weitere Umsicht gestattete, stand sogar eine von Zelänger-Zelieber umrannte Laube, und in ihrer Nähe prankten ein paar Beete mit duftenden Blumen, mit Rosenstöcken, Levkojen, Nelken, prächtigem gefülltem Laet und Reseda. Alles stand in schönster Blüthe und kräftiger Gesundheit, und gab Zeugniß von dem unablässigen Fleiße der Hausbewohner, welche sich keine Mühe verdrießen ließen, dem unfruchtbaren Boden durch Dünger und Pfllege die Spenden der Blüthen und Früchte abzuзwingen.

So war es zur Sommerszeit; jetzt freilich, im Beginne des Winters, sah es anders und weniger freundlich in der Umgebung des Häuschens aus. Frisch gefallener Schnee bedeckte weit und breit die Erde, lastete schwer auf den Dächern der Häuser, und versilberte die Zweige der Bäume und Sträucher. Aus den Schornsteinen wirbelten dichte Dampfwolken, graue Nebel hüllten Erde und Himmel ein, und ließen das freundliche Licht der Sonne nicht zum Vorschein kommen. Die ganze Welt schien mürrisch, verdrießlich und ungemüthlich. Die schwarzbefrackten Raben hockten mißmuthig auf den Dachrinnen, selbst die sonst immer munteren und beweglichen Sperlinge plusteten sich auf und suchten Schutz vor der Kälte in der Nähe eines wärmenden

Schornsteins; die schwarzen Amseln schlüpfen schweig-
sam und melancholisch durch das entblätterte Gesträuch,
und höchstens ließ eine flinke Meise von Zeit zu Zeit
ihren hellen, pfeifenden Gesang erschallen, wie zum Be-
weise, daß doch noch nicht alles Leben in der Welt er-
storben und erfroren sei.

Aber so ungemüthlich außen, so gemüthlich war es
vielleicht im Innern der Hütten, welche von den armen,
aber ehrlichen Leuten der Vorstadt bewohnt wurden.
In Einer davon wenigstens gewiß, das beweist schon
das muntere Lachen, das von Zeit zu Zeit darin er-
schallt, und bei der tiefen Stille der Natur auch im
Freien vernehmbar wird. Es ist das gelb angestrichene
Häuschen mit den kleinen, hell glänzenden Fenstern,
die jetzt nicht mehr, wie im Sommer, von den grünen
Ranken der Winden verdeckt werden. Wenn man fragt,
wem es gehört, dann heißt es: „der Frau Heiter; die
wohnt darin mit ihren Kindern. Ja, die können wohl
vergnügt und lustig sein. Wo der Fritz Heiter ist, der
läßt keine Traurigkeit aufkommen.“

„Ist er so gar lustig und aufgeräumt? So hat er
wohl Ursache dazu, und es fehlt ihm an nichts, und
sein Vater ist ein wohlhabender Mann?“

„Ei ja doch, sein Vater! Der ist schon lange todt
und begraben! Und wohlhabend? Da würden die
Leuten nicht in der armseligen Hütte wohnen! Nein,
aber ein fröhliches Gemüth hat er, und das ist, wie
ein heiterer Sonnenschein, der Alles vergoldet. Und
fleißig ist er, und geschickt, und willig zu Allem, was
gut und recht ist. Ja, der Fritz! Wenn Frau Heiter
den Jungen nicht hätte, es stände schlecht um sie. Die
Mädchen sind wohl auch fleißig und brav, aber ohne

den Fritz wär's doch nichts, denn er bringt erst Alles in den rechten Schick'. Ja, das ist ein Junge! So findet man Wenige!“

„Wie alt ist er denn, daß er schon die Stütze einer ganzen Familie ist? Wohl schon ein großer, erwachsener Bursche?“

„I behüte, fünfzehn wird er werden nächsten Sommer, — fünfzehn oder sechszehn, — nein fünfzehn, — ich weiß noch, er kam gerade auf die Welt bei dem großen Hagelwetter damals, und das werden nächsten Sommer fünfzehn Jahr. Vor vier Jahren starb der Vater. Das war eine Noth, denn die Mutter ist schwächlich und kränklich, und kann nicht viel thun, und die beiden Mädchen, das Lieschen und die Anna, wußten erst recht keinen Rath, denn sie sind jünger, als der Fritz, — aber der, der griff Alles gleich beim rechten Ende an, und Gott mag wissen, wie's eigentlich zugegangen ist, aber die Leute haben keine Noth gelitten, oder sie haben sich's nicht merken lassen.“

„Das ist viel! Was that er denn, der Junge?“

„Ja, was er that? Er that Alles, was gerade pafte, und die beiden Mädchen mußten ihm dabei zur Hand gehen. Schwämme und Pilze suchten sie mit einander, wenn es in der Heide genug gab; auch allerlei Beeren und Kräuter, denn die Mutter war früher eine Kräutersfrau gewesen, und weiß Bescheid mit dem Grünzeug, was sie in den Apotheken gern kaufen und gut bezahlen. Nachher auch, wie die neue Mode aufkam bei den reichen Leuten, daß sie in großen Glasfugeln allerlei Gethier hielten zu ihrem Vergnügen, da suchte der Fritz Laubfrösche und Feuerkröten, Salamander und Molche, und Gott weiß, was für solches

Zeugs noch, und verkaufte es in der Stadt. Das hat ihm manchen schönen Pfennig eingebracht. Jetzt nun, wo es auf Weihnachten zugeht, möcht' ich wetten, daß sie alle Drei in ihrem Häuschen fleißig dabei sitzen, Puppen und Pelzmännchen und Waldteufels zu machen, die sie nachher auf den Straßen feilbieten. Ja, der Frig! Der weiß in jeder Jahreszeit etwas vorzunehmen, was Geld einbringt, und ist immer lustig und vergnügt dabei. Aus dem wird einmal noch etwas Rechtes und Apartes, darauf will ich wetten!“

Frägt man Jemand anders, so hört man immer wieder das Nämlche. Alle Welt, das heißt, die ganze Nachbarschaft, weiß nur Gutes von Frig Heiter zu sagen und Jedermann lobt ihn. Man wird ordentlich neugierig, ihn kennen zu lernen, und da wenden wir uns denn dem Häuschen zu, aus dem noch immer von Zeit zu Zeit ein heiteres Lachen erschallt, schleichen uns sacht und unsichtbar hinein, schlüpfen unversehens in die Stube, — und da sind wir nun drin, und können uns ganz gemächlich darinnen umschauen.

Einfachheit und Reinlichkeit, verbunden mit Ordnung, sind in dem Stübchen vorherrschend. In dem Ofen flackert und summt ein lustiges Feuer, das eine behagliche Wärme verbreitet. Die Luft ist rein und nicht so schwer und dumpf, wie man sie häufig in den Hütten der Armuth findet, wo nicht gern ein Fenster geöffnet, und gelüftet wird. An den Wänden hängen ein paar bunte Kupferstücke, so daß auch eine freundliche Zierde dem Stübchen nicht fehlt. Dicht am Fenster, welches jeden hellen Sonnenstrahl auffängt, stehen zwei Vogelbauer auf dem Fenster-Sims, durch ein paar Blumenstöcke von einander getrennt. In dem einen sitzt

ein Blaufleischchen, das trotz des Winters dann und wann seine liebliche Stimme in gedämpften Flötentönen hören läßt. In dem andern zwitschert zuweilen ganz leise eine Grassmücke. Kommode, Schränke und Stühle sind von einfachem, unpolirtem Fichtenholz, aber so sauber sieht Alles aus, daß das schärfste Auge kein Fleckchen daran entdeckt. Auf der Kommode steht, unter dem Spiegel an der Wand, ein zierlich aus Buchs geschnitztes Crucifix. Fritz hat es in freien Stunden mit kunstreicher Hand gefertigt, und seine Mutter damit beschenkt. Auf einem Brettchen daneben stehen ein paar Bücher, eine Bibel, die von häufigem Gebrauch zeugt, ein Gebetbuch, ein Gesangbuch, und die Bücher, welche die Kinder früher in der Schule gebraucht haben. Auch ein Kalender hängt an einem Nagel dicht dabei. Ein schön gezeichnetes Kätzchen mit sammtweichem Fell liegt in sich zusammgeschmiegt in der Nähe des warmen Ofens, und schnurrt leise und vergnügt vor sich hin. In der Mitte des Zimmers aber steht ein ziemlich großer, vier-eckiger Tisch, und um ihn herum sitzen die Bewohner des kleinen Häuschens. Zuerst die Mutter in einem weichen, gepolsterten, mit Leder überzogenen, bequemen Armstuhle, den Fritz einmal für wenige Groschen in einer Auction gekauft, und triumphirend nach Hause gebracht hat. Der Lehnstuhl war so recht Etwas für die kränkliche Mutter gewesen. Er hatte dazumal freilich sehr erbärmlich ausgesehen; ein Bein hatte bedenklich gewackelt, eine Armlehne gänzlich gefehlt, und der Ueberzug auf dem Sitz war in sehr desolaten Umständen gewesen. Aber Fritz war ein Tausendkünstler. Zwei Tage nachher sah der Stuhl ganz anders und höchst respektirlich aus. Das wackelige Bein war dauer-

haft befestigt, die verschwundene Armlehne durch eine neue ersetzt, der Sitz frisch mit einem Budselselle überzogen, das sich Fritz für ein paar Hände voll Kräuter von einem Kürschner, einem alten Kunden von ihm, verschafft hatte. Die Mutter erklärte, es könne nichts Bequemereres geben, als ihren Lehnstuhl, und die ganze Familie, besonders Fritz, freuten sich darüber, als ob es sich um einen großen Schatz, und nicht bloß um einen alten Armstuhl gehandelt hätte. Aber freilich, die kränkliche Mutter hatte sich heimlich schon längst solchen Stuhl gewünscht, aber den Wunsch immer unterdrückt, als einen solchen, der des theuren Preises wegen nimmermehr in Erfüllung gehen könne. Und nun auf einmal war der Stuhl da gewesen, und sie hatte so behaglich darin gesessen, wie sie jetzt wieder darin sitzt, und mit ihren sanften braunen Augen liebevoll ihre Kinder anblickt. Sie ist sehr blaß, und ihre Stirn zeigt viele Linien, die mannigfache Sorgen und Kränklichkeit ihr allmählig aufgeprägt haben, aber trotzdem spricht sich doch eine bescheidene Zufriedenheit in ihren Zügen aus, und ein leichtes Lächeln spielt um ihren Mund, wenn die beiden Mädchen über irgend einen Scherz des Bruders laut lachen müssen. Sie hält eine große Scheere in der Hand, und schneidet damit kleine Pelzstücke zurecht, welche die Mädchen dann zusammennähen und dem Bruder übergeben, der damit allerlei abenteuerliche Figuren, Eissbären, Affen und Eskimo's, wilde Waldmänner und zottige Tanzbären überzieht, so daß sie ein halb natürliches, halb lächerliches Aussehen gewinnen, das unwiderstehlich die Begierde der Kinder reizen muß, wenn sie die wunderlichen Gestalten zu Augen bekommen. Besonders vossierlich sehen die hölzernen, nur

eben aus dem Groben geschnitten, blau und roth bemalten Gesichter aus, die höchst verwunderlich aus dem rauhen Pelze hervorlugen, und die großen Glop-Augen so weit aufreißen, als ob sie alle Welt erschrecken wollten. Der ganze Tisch ist bedeckt mit Pelzflecken, Baummolle, Werg und Holzstückchen, aus denen Frix seine Kunstwerke mit Hülfe von Leim, Zwirn und Nähnadeln zusammensetzt, und alle acht Hände der vier Leuten am Tische regen sich fleißig und ohne Unterbrechung, um so viel als möglich fertig zu bringen.

Rechts und links von der Mutter sitzen die Mädchen, frische, muntere Kinder mit rothen Bäckchen, wie Stettiner Aepfel, mit blondem Haar und blauen Augen, und der Mutter gegenüber sitzt Frix, den wir uns, da wir schon so Manches von ihm gehört haben, ein wenig genauer betrachten wollen. Ein hübscher Bursch ist er, hübsch durch den Ausdruck von Heiterkeit, Fröhlichkeit und Zufriedenheit, welcher aus seinen Zügen spricht. Er hat viel Aehnlichkeit mit seiner Mutter, — dieselben sanften braunen Augen, wie sie, nur daß eine gewisse unverwüsthche Schalkhaftigkeit darin lauert, die jeden Augenblick vorzubringen bereit ist, — dasselbe dunkelbraune, leicht gelockte Haar, dasselbe schmale, feine Gesicht, — nur daß es nicht so bleich aussieht, wie das der Mutter, — und denselben kleinen, rothen, nur ein wenig feder aufgeworfenen Mund, der stets zu einem freundlichen Lächeln bereit scheint. Von Gestalt ist er ziemlich groß und schlank, und die breiten Schultern, die gewölbte Brust, und die kräftigen Arme deuten darauf hin, daß er eine größere Körperstärke besitzt, als das mehr zarte und schwächliche Gesicht beim ersten Anblicke vermuthen läßt.“

„Nun, Kinder,“ sagt er, als er eben wieder einen zottigen Tanzbären fertig gemacht hat, und ihn zu fünf oder sechs andern stellt, die bereits durchaus bärenmäßig auf dem Tische stehen, — „dieses Jahr, ich möchte wetten, müssen wir eine gute Ernte zum lieben Weihnachtsfeste halten. Die ganze Dachstube steht schon voll von Puppen und Pelzmännchen, von Eisbären und Waldteufeln, und ich dünke, es wäre nachgerade Zeit, an den Verkauf zu denken. Wir haben Zeug genug, und wenn wir Alles absetzen, können wir uns ein Königreich kaufen, wenn auch kein großes.“

„Wenn wir nur erst so viel gelöst haben, daß wir zu Neujahr die Miete für unser Häuschen bezahlen können,“ antwortete die Mutter. „Ihr kennt den Hausbesitzer, er ist ein strenger Mann, und wenn der Zins nicht pünktlich daliegt, so wirft er uns ohne Erbarmen auf die Straße.“

„Oho, Mütterchen, wir sind auch da, und so schnell geht das nicht mit dem Hinauswerfen,“ erwiderte Fritz. „Uebrigens auch, warum sollen wir uns Sorgen machen? Weihnachten hat uns noch nie im Stich gelassen, und wird es auch dieses Jahr nicht. Gott bewahre! Was wäre denn das für ein Weihnachtsfest für der reichen Leute Kinder, wenn es keine Tanzbären und Nußknacker gäbe. Nur Geduld, Mütterchen! Morgen gehen wir auf den Handel aus, und Abends bringen wir so viel Geld mit nach Hause, daß wir die Miete auf ein ganzes Jahr vorausbezahlen können. Darum keine Sorge! Immer heiter! Heiterkeit ist das halbe Leben!“

„Fritz hat recht, Mutter,“ stimmen die beiden Mädchen bei.

„Der liebe Gott hat uns immer geholfen, er wird uns jetzt auch nicht verlassen,“ fährt Lieschen fort. „Wir gehen von Morgen an alle Tage in die Stadt, Jeder bekommt sein Viertel angewiesen, wo er hausiren geht, und Abends kommen wir wieder bei Mütterchen zusammen und bringen ihr das gelöste Geld. Wir wollen doch sehen, wer dies Jahr am meisten verkauft, Anna, Fritz oder ich!“

„Oh, Fritz, — wie alle Jahre!“ sagt Anna ganz bescheiden. „Der hat einmal die rechte Art, den Leuten die Waaren anzupreisen. Ihm kauft alle Welt ab, während bei mir die Leute alle vorüber gehen, und nicht einmal auf mich hören.“

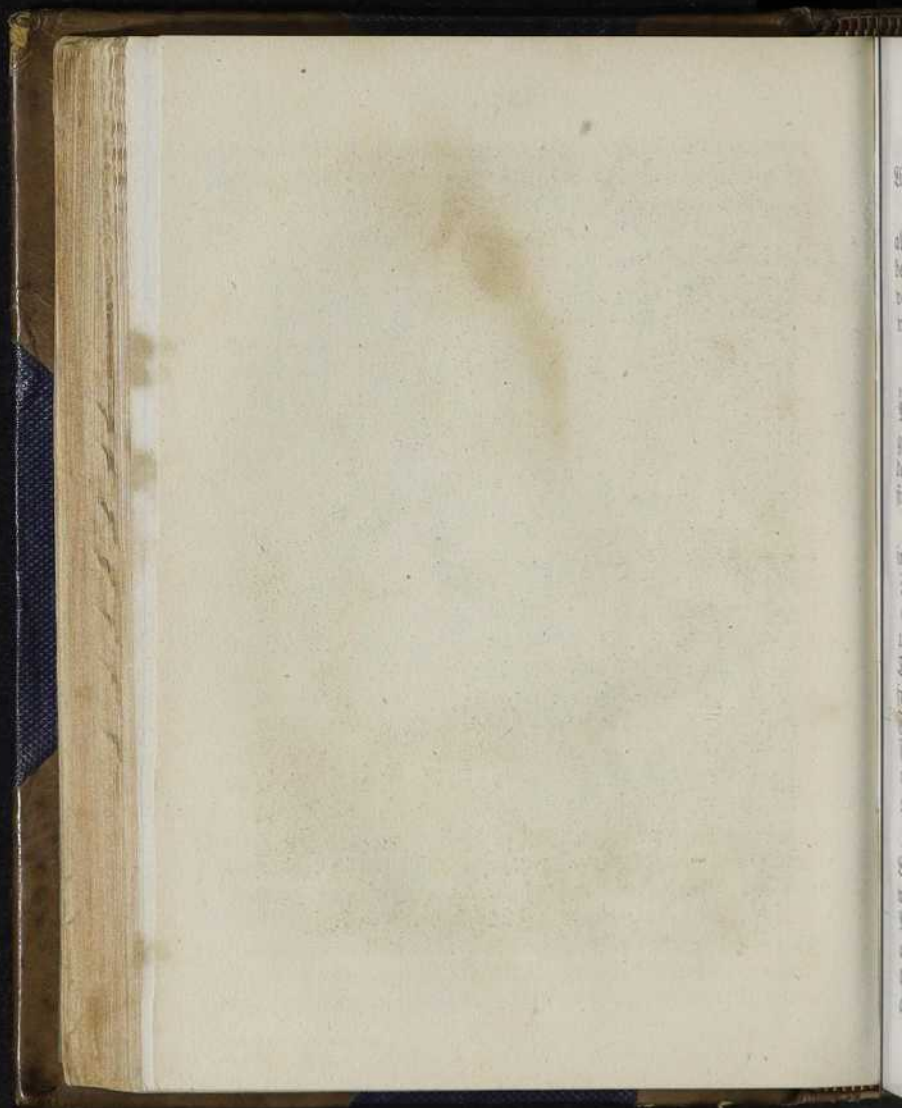
„Du mußt nur ein bißchen lauter schreien, Mennehen, und die Waare recht anpreisen,“ gibt Fritz zur Antwort. „Es ist ganz leicht, pass’ nur auf.“

Und mit diesen Worten springt er vom Stuhle, ergreift einen Tanzbären bei den Beinen, und hält ihn in die Höhe, als ob er ihn einem Vorübergehenden zeigen will.

„Sehen Sie nur, liebes, gnädiges Herrchen,“ ruft er dabei mit heller Stimme, „ein schöner Bär, ganz frisch aus Polen angekommen! Er tanzt richtig im Takte, und kann auch brummen, wenn man’s ihm beibringt. Dabei frist er nicht und trinkt nicht, und kostet nichts das ganze Jahr hindurch! Ein schöner Bär, gnädiger Herr, der wird einmal prächtig auf dem Weihnachtsstische aussehen, und für acht Groschen können Sie ihn haben!“

„Siehst du, so, oder ähnlich so mußt du’s machen, Mennehen, und wenn dann auch nicht Jeder kauft, so kauft doch Mancher, und zuletzt wirst du Alles los.“





Nennchen seufzt: „Ja, wer's könnte!“ und auch Lieschen schüttelt den Kopf.

„Ach was,“ sagt sie, „Jungen sind eben dreister, als Mädchen, darum glückt es auch unserem Fritzgen besser. Aber laß' es nur gut sein, Nennchen, Etwas verkaufen wir auch, und wenn's auch nicht viel ist, so trägt's doch zum Ganzen bei.“

„So ist's geseit gesprochen,“ nickt Fritz fröhlich. „Wer's bringt, bleibt sich gleich, da wir's ja Alle der Mutter bringen, was wir verdienen. Morgen also geht's los! Nun, die Leute sollen schon gewahr werden, daß Heiter's Fritz wieder auf den Straßen haussiren geht.“

So plaudern sie, und schmieden, während die Hände immer fleißig sind, Pläne für die Zukunft. Das äußerste Ziel ihres Strebens ist das kleine Häuschen, in welchem sie wohnen. So viel zu sparen und zu verdienen, um es einmal kaufen zu können, das ist der glänzende Traum, den ihre Phantasie zu erfinden vermag. Aber freilich, die Erfüllung desselben liegt in weiter Ferne. Fünfzehnhundert Thaler soll es kosten, das Häuschen! Fünfzehnhundert Thaler! Alle schauern zurück vor der unerschwinglichen Größe dieser Summe; Fritz allein verliert die Courage nicht.

„Nun ja, es ist viel Geld,“ sagte er, „aber es gibt Leute, die noch viel mehr haben, und sind eben so arm wie wir gewesen. Was nicht ist, kann noch werden. Nicht ein Jeder kommt als Millionär auf die Welt, aber ein Jeder kann eine Million gewinnen und verdienen, wenn er's versteht und es auf die rechte Weise anfängt!“

„Du bist ein Narr, Fritz!“ sagt die Mutter. „Schwäze doch nicht so dummes Zeug!“

„Dumm hin, dumm her, Mütterchen,“ erwidert Fritz lustig. „Wenn die Hoffnung nicht wär, dann lebt' ich nicht mehr. Wie war's dazumal, als unser guter Vater gestorben war? Da weintest du auch und rangest die Hände, Mütterchen, und beklagtest uns, daß wir den Ernährer verloren hatten, und glaubtest, wir würden über kurz oder lang Hungers sterben müssen. Und siehst du, wir leben heute noch, und haben nie Hunger gelitten, und immer eine Stätte gehabt, wo wir das Haupt niederlegen konnten. Das macht, wir haben nicht gesauult, und nicht gebettelt, und nicht die Hände in den Schooß gelegt. Da hat uns der liebe Gott geholfen, wie er immer armen Wittwen und Waisen hilft, und das Schwerste haben wir nun hinter uns. Ich werde alle Tage größer und stärker, und werde auch nachgerade mehr verdienen, als jetzt. Lieschen und Anna ebenfalls. Wenn wir recht sparsam leben und alle Wochen nur ein paar Groschen zurücklegen, so werden nachgerade Thaler daraus, und zuletzt bringen wir so viel zusammen, daß wir von unserem Häuschen hier wirklich unser Häuschen sagen können. Herrje, wird das eine Freude sein, wenn wir's bezahlt haben, und es gehört uns!“

„Das erleb' ich nicht, niemals, niemals,“ spricht die Mutter mit einem Seufzer. „Ja, schön wär's, — aber auch zu schön, — so etwas kommt nicht an uns kleine Leute!“

„Nun ja, ein bißchen langsam wird's wohl gehen, und ein bißchen lange dauern wird es auch, bis es so weit ist,“ entgegnete Fritz. „Aber trotzdem, Mütterchen,

kommen muß es einmal, ich hab' es mir in den Kopf gesetzt. Paß' auf, diese Weihnachten machen wir den Anfang und legen den ersten Sparpfennig an; im Frühjahr den zweiten, im Sommer den dritten, und im Herbst den vierten. Wenn's auch nur jedes Mal zehn Thaler sind, macht im Jahr vierzig, in zehn Jahren vierhundert. Nun, und was fehlt dann noch groß an dem Kaufpreise? J, das ist, wie wenn wir das Häuschen schon in der Tasche hätten!"

Unwillkürlich müssen die Mutter und die Schwestern über Fritz lachen, der seine Berechnungen so drollig vorbringt, als ob er das Geld wirklich schon in der Tasche hätte, zu dessen Ansammlung noch so viele Jahre vergehen sollen.

"Zehn Jahre!" sagt die Mutter dann, — „das ist eine lange Zeit, was kann bis dahin nicht Alles geschehen? Nein, nichts mehr von solchen Lustschlössern, Fritz! Sie machen Einem zuletzt doch nur das Herz schwer. Halten wir uns an die Gegenwart, bleiben sparsam und fleißig, und überlassen alles Andere Dem, der am besten weiß, was uns gut und heilam.“

„Schon recht, Mütterchen,“ erwiedert Fritz, und zuckt die Achseln. „Ich will nicht mehr davon sprechen, aber so viel weiß ich, das Häuschen muß unser werden, so wahr ich Fritz Heiter heiße. Na, aber nun still davon. Geht die Pelzledchen her, Mädchen! Diese fünf Figuren müssen noch fertig werden, ehe es dunkel wird, denn von morgen ab haben wir nicht viel Zeit mehr übrig!“

Wieder regen sich eifrig die fleißigen Hände, und als sich die Dämmerung leise über die Erde breitet, fleht Fritz eben dem letzten Pelzmännchen das Müßchen

auf. Man ist fertig mit der Arbeit. Der Tisch wird abgeräumt und ein Licht angezündet. Die beiden Mädchen setzen einen Topf mit Wasser in die Ofenröhre, um eine Suppe und ein paar Kartoffeln zu kochen. Nach einer halben Stunde ist die einfache Mahlzeit bereitet und wird mit gutem Appetite verzehrt. Dann nimmt Fritz ein Buch vom Bücherbrette, und liest ein Stündchen vor. Andächtig hören die Mutter und die Mädchen zu, denn das Buch ist ein gutes Buch, das schöne und erhebende Betrachtungen über Gottes Weisheit und die Wunder seiner Schöpfung enthält. Dann plaudert man noch ein Stündchen, und sagt sich endlich gute Nacht. Mutter und Schwestern verschwinden in das Kammerchen neben dem Zimmer, Fritz steigt die schmale Bodentreppe hinauf in das Dachkammerchen. Wir aber, — leise, wie wir gekommen, schleichen wir uns wieder aus dem Häuschen.

Wir haben kennen gelernt, was man nicht allzu häufig findet, eine arme, aber rechtschaffene, fleißige und gottesfürchtige Familie.

Zweites Kapitel.

Wünsche und Pläne.

Es wurde bitterkalt in den letzten Tagen vor Weihnachten, obgleich die Sonne strahlend vom wolkenlosen, blauen Himmel herniederschien. Ein scharfer, schneidender Ostwind segte über die Erde, und Alles

erstarrte bei seinem eisigen Hauche. Der Schnee knitzerte und pfiß unter den Tritten der Fußgänger, und wenn ein schwer beladener Wagen langsam einher gefahren kam, so knirrte und zwischerte es unter den Rädern, als ob tausend kleine Vögel zwischen den Speichen säßen und sich mit einander zankten. Wer nicht nothwendige Geschäfte zu besorgen hatte, blieb am liebsten daheim in der warmen Stube am geheizten Ofen; wer durchaus heraus mußte, der hüllte sich ein so dicht als möglich in Mantel und Pelz, und lief so eilig durch die Straßen, als ob von einer Minute Versäumniß ein Menschenleben oder sonst etwas Wichtiges abhinge. Die Leute hatten rothe Backen und blaue Nasen, und jeder Athemzug, der ihrem Munde entströmte, glich einer kleinen Dampfwolke.

Wer sich aber gar nichts aus der grimmigen Kälte zu machen schien, und allezeit heiter und vergnügt ausschaute, das war unser alter Bekannter, Fritz Heiter. Tag für Tag konnte man ihn sehen, wie er mit einem großen, breiten Brette auf dem Kopfe durch die Straßen zog, und mit heller Stimme die Pelzmännchen und Eisbären ausbot, die dicht gereiht auf dem Brette standen. Er war nur leicht gekleidet, und manche Andere hätten vor Frost gezittert in einem so dünnen, abgeschabten Röckchen, wie er es trug, aber Fritz selber schien von der Kälte wenig zu leiden und sie kaum zu verspüren. Machte es, daß er daran gewöhnt war, oder machte es sein leichtes Blut und sein heiterer Sinn, — kurz, er ging ganz vergnüglich seiner Wege und schrie immer von Zeit zu Zeit mit heller Stimme, die selbst durch die bestverwahrten Doppelfenster drang, — „kauft, kauft! Tanzbären und Pelzmännchen, Gliederpuppen

und Waldteufel! Keine schöneren gibt's in der ganzen Stadt! Eigenes Fabrikat! Für gute Arbeit wird garantirt! Kauft! Kauft! Kau——ft!“

Während er so rief und schrie, blitzten seine hellen munteren Augen rings umher, und kein Fenster entging seinen Blicken, von wo etwa eine Hand ihm winken oder eine Stimme ihn errufen konnte. Oft trat er rechts oder links in ein Haus ein, aus dem man ihm ein Zeichen zum Kommen gegeben hatte, und wenn er wieder herauskam, zeigte sich sein Brett stets um eiliche Figuren leerer, bis sie dann gegen Abend in der Regel verschwanden.

Jeden Tag sah Frix vergnügter aus, denn das Geschäft ging so vortrefflich, daß er nicht einmal den Beistand der Schwestern bedurfte. Seine drolligen Figuren fanden zahlreiche Abnehmer, und wurden ihm gut, zum Theil über alle Erwartung gut bezahlt. Einmal kaufte ihm ein vornehmer Offizier, — Frix hatte darauf geschworen, es müsse ein Prinz gewesen sein, — den ganzen Kram auf einmal ab, und legte ihm noch ein paar Thaler über den geforderten Preis zu, „weil die Dinger doch gar zu spaßige Gesichter und Glözen hatten, und den vielen Kindern seiner zahlreichen Verwandtschaft tausend Spaß machen würden.“ Frix war's natürlich wohl zufrieden, und trabte munter nach Hause, um eine neue Ladung zu holen, bis zuletzt am Tage vor dem heiligen Abend sein ganzer Kram verkauft war bis auf den letzten Nucknacker.

Nun zählte er am Abend dieses Tages mit der Mutter und den Schwestern, — wer weiß, zum wie vielen Male! — den redlich verdienten kleinen Reichthum, und wieder und wieder zählten sie ihn, freuten

sich an dem Schimmer und Klange der blanken Geldstücke, und rechneten aus, was sie alles damit bestreiten und anschaffen könnten. Die Miete, welche zu Neujahr bezahlt werden mußte, machte der Mutter jetzt keine Sorge mehr. Das Zehnfache derselben lag ja vor ihr auf dem Tische! Aber berathen wurde, wie man am nächsten Tage das liebe Weihnachtsfest begehen wollte. Fritz bestand darauf, daß ein kleiner Christbaum aufgezinkt und angezündet werden müsse, und dann ging es an ein Unterhandeln, was dazu bescheert werden solle. Heimliche, still vorbereitete Ueberraschungen konnten sie sich ja nicht gewähren. Bei ihnen mußte Alles besprochen und berechnet werden, damit nicht zu viel Geld ausgegeben, und auch wirklich nur das Nothwendigste, was man unumgänglich bedurfte, angeschafft würde. Bei ihnen war es nicht, wie bei den reichen Leuten, die nur in den Geldkassen zu greifen brauchen, ohne erst ängstlich fragen zu müssen: „was kostet es und werden wir auch auskommen?“ Aber das schadete auch gar nichts, denn die kleinen Verhandlungen selber gewährten unseren Leuten schon eine große Freude und einen reinen Genuß, der das Angenehme der Ueberraschung beinahe aufwog und ersetzte.

Fritz leitete die Verhandlungen ein, indem er sich an die Mutter wandte und sagte:

„Nun, Mütterchen, da haben wir Geld, mehr als wir vor vier Wochen gehofft, und nun können wir also ernsthaft mit einander reden, und brauchen nicht mehr Schlösser in die Luft zu bauen. Zehn Thaler also legen wir zuerst zurück für unser Haus. Dann die Miete. Und nun, Mütterchen, mußt du sagen, was du dir zum

Weihnachtsfeste wünschst. Nachher kommen Lieschen und Anna an die Reihe, und zuletzt werde auch ich mit meinen heimlichen Wünschen vorrücken. Also wünsche, Mütterchen! Wünsche dir was recht Schönes und Großes, und morgen Abend muß es unter dem lichterstrahlenden Christbäumchen liegen!“

„Nicht ich, nicht ich!“ wehrte die Mutter. „Ich bedarf nichts, und du, dem wir doch hauptsächlich unseren kleinen Reichthum verdanken, willst immer bescheiden warten bis zuletzt. Nein, nein, ich bin eine alte Frau, und brauche nichts für mich, also laß mich nur ganz und gar aus dem Spiele.“

„Ei ja, das wäre schön!“ rief Fritz aus. „Nichts da, du gutes Mütterchen. Aber wenn du nicht reden willst, so werde ich den Mund aufthun, und wir werden bald sehen, ob ich deinen stillen Wunsch richtig errathen habe? Also aufgepaßt, Lieschen! Aufgepaßt, Anna, und Ihr werdet mir recht geben. Die Mutter möchte schon längst einmal wieder in die Kirche gehen, und wir wissen Alle recht gut, woran es fehlt, daß sie es nicht thut und sich begnügen muß, zu Hause ein Kapitel in der Bibel zu lesen. Ein festliches Kleid fehlt ihr, — ein warmer, guter, reinlicher Mantel, in den sie sich einhüllen kann. Hab' ich's getroffen, Schwester? Hab' ich's errathen, Mutter?“

Lieschen und Anna klatschten Beifall, die Mutter aber wurde ganz verlegen, und konnte nicht gleich Worte finden.

„Da haben wir's,“ jubelte Fritz. „Keine Antwort ist auch eine Antwort! Abgemacht, abgemacht, — die Mutter bekommt einen schönen Mantel zum Christfest!“ Mittlerweile hatte sich aber die Mutter wieder gefaßt.

„Du bist unverständlich, Fritz,“ sagte sie abwehrend. „Ein Mantel kostet viel Geld, das hast du nicht bedacht. Ich kann es nicht läugnen, daß ich wohl gar gern einen haben möchte, um das Gotteshaus wieder einmal zu besuchen, nachdem ich es seit dem Sommer schmerzlich entbehren müssen, — aber, — es geht nicht, ich habe es mir aus dem Sinne geschlagen und auch du darfst nicht weiter daran denken. Es wäre sündhaft von mir, wollte ich euch verkürzen und berauben zu meinen Gunsten. Nein, nein, nichts mehr von dem Mantel. Der würde einen ganzen Haufen Geld kosten! Und am Ende wäre er auch überflüssig! Der liebe, gute Gott ist überall, — Er ist auch hier bei mir im stillen Kämmerlein, wenn ich meine Gedanken zu ihm erhebe — und Er schaut in das Herz von mir alten Frau, und da sieht der gütige Vater wohl, daß es nicht Mangel an Frömmigkeit ist, wenn ich die Kirche nicht besuche. Darum laßt es nur gut sein mit dem Mantel und sprecht lieber von Euch.“

„Gott behüte! Erst du, und dann wir!“ versetzte Fritz. „Uebrigens brauchst du gar keine Angst zu haben, daß der Mantel zu theuer wäre, Mütterchen. Ich habe mich schon erkundigt, und weiß einen zu bekommen, der sehr schön ist, und gar nicht theuer. Also das wäre abgemacht; und nun kommst du, Lieschen. Was für einen Wunsch hegst du in deinem Herzen?“

Lieschen wollte zuerst auch nicht recht mit der Sprache heraus, aber zuletzt gestand sie, daß sie große Lust habe, das Sticken und seine Nähen zu lernen, und sie wisse auch eine gute Dame, die es ihr lehren wolle. Wenn sie nun die nöthigen Werkzeuge dazu bekäme, würde sie sich sehr freuen, und könne später

auch wohl manchen Groschen durch Fleiß und Geschicklichkeit verdienen.

Der Wunsch wurde sofort allgemein gewährt und gebilligt, und nun kam Anna an die Reihe. Anna hatte große Lust, künstliche Blumen machen zu lernen, und sprach die Hoffnung aus, dadurch ebenfalls etwas zum Wohle der Familie beitragen zu können, weil solche Blumen, wenn sie nur hübsch gemacht wären, gern gekauft und gut bezahlt würden. Nur freilich müsse sie erst Lehrgeld zahlen, aber sie wolle recht fleißig sein, daß sie bald selbstständig arbeiten könnte.

Allgemeine Zustimmung folgte auch diesem Verlangen, und nun sollte Fritz seine Wünsche aussprechen.

„Nun,“ sagte er, „was Ihr verlangt habt, das ist Alles nur Spaß und nicht der Rede werth, so weit es auf die Geldkosten ankommt. Aber wenn ich anfangе, da werdet Ihr nicht wenig erschrecken. Es will mir auch gar nicht recht über die Lippen, und doch, am Ende wäre das Geld, — und viel Geld kostet der Spaß, — zuletzt gar nicht übel angewendet.“

„Nun, was ist's denn, Fritz?“ fragte die Mutter, als der junge Bursch nachdenklich inne hielt. „Du hast so viel für uns Alle gethan, lieber Sohn, daß wir gewiß herzlich gerne bereit sind, dir jedes Opfer zu bringen, was in unseren Kräften steht, darum sprich nur gerade heraus.“

„Nun ja, heraus muß es, und darum ohne weitere Umstände,“ erwiderte Fritz. „Siehst du, Mutter, der alte Tischlermeister Wohler drüben am Ende der Gasse will seinen Kram verkaufen, sich zur Ruhe setzen und zu seinem ältesten Sohne in die Stadt ziehen. Nun habe ich schon öfters im vorigen Sommer bei

dem Alten Stunden lang allerlei gearbeitet, und er meinte, ich habe eine geschickte Hand und wisse recht gut mit Bohrer und Hobel umzugehen. Da ist mir's dieser Tage durch den Kopf gefahren, ich möchte wohl dem Alten eine Hobelbank mit dem nöthigsten Geräth abkaufen. Es läßt sich mancherlei damit anfangen, und wenn ich erst noch ein Bißchen mehr Uebung erlangt habe, bring' ich's vermuthlich auch noch so weit, daß ich einen hübschen Pfennig Geld mit der Hobelbank verdiene. Vogelbauer, z. B., werden immer gesucht, und die sind gar nicht schwer zu machen. Auch noch andere Dinge und Sachen gibt es, die ich mich zu fertigen getraue, und ich glaube, es wird kein Vierteljahr dauern, so hat sich die Hobelbank bezahlt gemacht. Aber, sie kostet schweres Geld. Ich habe den alten Wohler schon ausgehört, und er will sie mir so billig lassen, wie keinem Andern, sagte er, und ich glaube ihm auch, — aber mit dem nöthigsten Handwerkszeug kann er sie nicht unter dreißig Thaler weggeben, und das wäre noch halb geschenkt, meint er, und keinem Andern gäbe er sie so, außer mir. Nun wißt Ihr's, und nun überlege dir's, Mütterchen, ob wir so viel Geld auf die Hobelbank verwenden wollen. Thun wir's, so bleibt uns von dem Weihnachtserwerb nur blutwenig übrig, und darum aber müssen wir's uns vorher recht bedenken, damit es uns hinterher nicht etwa gereuet, wenn wir das Geld ausgegeben haben.“

„Ich sehe da nicht viel zu überlegen,“ nahm die Mutter nach kurzem Besinnen das Wort. „Der alte Wohler ist ein guter, ehrlicher Mann, ich kenne ihn wohl, denn er war ein treuer Freund eures seligen Vaters. Wenn er sagt, daß die Hobelbank so preis-

würdig und billig ist, dann verhält es sich so, ohne allen Zweifel, und ich sehe daher gar keine Gefahr, wenn du sie kaufen willst, Fritz. Bringt sie dir nicht so viel Nutzen, als du davon erwartest, wirst du sie leicht wieder verkaufen können, und wir haben keinen Verlust dabei zu befürchten. Bewährt es sich aber, daß du so viel Geld, wie du hoffst, damit verdienen kannst, so wären wir ja recht thöricht, wenn wir die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließen. Also, in Gottes Namen, kaufe die Hobelbank, und sieh' zu, wo du Platz zu ihrer Ausstellung findest.“

„Oh, den hab' ich schon,“ antwortete Fritz seelenvergnügt. „Ich habe in meinem Dachstübchen schon Alles ausgemessen, und es ist zum Glück groß genug, daß die Hobelbank bequem stehen kann. Ich freue mich, wie ein König, daß ich sie kaufen darf, und gleich morgen soll auch mein erster Gang zu Meister Wohler sein. Du wirst sehen, Mütterchen, daß uns die Ausgabe nicht gereuet. Ich hätte nicht gewußt, was ich die Wintermonate hätte anfangen sollen, aber nun weiß ich's, und werde alle Hände voll zu thun haben. Das wird zum Frühjahr wieder einen Haufen Geld geben zum Hauskauf! Ja, ja, Mütterchen, das Haus muß unser werden, mag es kosten, was es wolle.“

„Du bist ein Thor mit deinem Hauskauf,“ erwiderte die Mutter lächelnd. „Zu solchen großen Dingen werden wir's im Leben nicht bringen, sondern müssen Gott danken, wenn wir nur unser tägliches Brod, Obdach und Kleidung haben. Ich bitte dich, Fritz, nichts mehr davon, es wird mir immer ganz Angst, wenn du so verwegene Gedanken ausspricht!“

„Das ist ja nichts Verwegenes weiter, gute Mutter,“ antwortete Fritz wohlgemuth. „Glückt mir's, nun

so ist ja Alles gut und unser liebster Wunsch erfüllt, — glückt mir's nicht, so hat es der liebe Gott eben nicht gewollt, und wir müssen uns trösten, so gut wir können. Aber, ich weiß nicht, es ist mir, als ob es doch einmal glücken würde, wenn wir auch freilich noch ein bißchen Geduld haben müssen.“

„Luftschlösser!“ sagte die Mutter.

„Wenn auch,“ erwiderte Fritz. „Es bauet sich hübsch solche Schlösser in die Luft hinein, und wenn man nichts Anderes darüber versäumt, so kann es auch keinen Schaden thun. Ich weiß ja, Mütterchen, daß wir keinen Better in Amerika oder Ostindien haben, der eines Tages mit Reichthümern beladen zurückkommen und uns mit Gold und Edelsteinen überschütten könnte; ich weiß auch, daß die gebratenen Tauben nicht in der Luft herum fliegen, und daß Einem die Häuser nicht vom Himmel in den Schooß herunter fallen; aber ich weiß auch, daß dem Menschen, wenn er recht strebsam, fleißig und sparsam ist, Manches in der Welt gelingt, was man so auf den ersten Blick für ganz unmöglich hält, und nun, Mütterchen, — warum soll's nicht auch mir gelingen können, zu erlangen, was ich mir am meisten ersehne. Nur immer frisch und heiter los auf das Ziel! Liegt es auch fern, näher kommt man ihm allmählig doch, und wenn der liebe Gott hilft, dann — na, wir werden ja sehen, und bis auf Weiteres fleißig sein, und thun, was in unsern Kräften steht. Daß ich die Hobelbank bekommen könnte, habe ich mir vor vier Wochen auch noch nicht träumen lassen, und nun ist's beinahe so gut und gewiß, als ob sie schon oben im Dachstübchen stünde. Ich höre schon ordentlich, wie die Hobel über die Bretter pfeifen und quietschen, und sehe, wie die Spähne herum fliegen.

„Oho, das wird eine Lust werden, wenn ich erst so recht nach Herzenslust herum hantieren kann!“

„Ja, ja, Kinder, aber Alles erst später, sprach die Mutter. „Um Gottes willen, hofft nicht zu viel und laßt eure Gedanken nicht zu hoch fliegen. Bescheiden und demüthig, das ist mein Wahlspruch. Wer viel hofft, wird viel enttäuscht werden! Darum laßt euch genügen an dem, was ihr habt, und verlangt nicht noch mehr, damit der liebe Gott euch nicht zürnt!“

„Oh, mein Mütterchen,“ erwiderte Fritz schnell. „Wir erwarten nichts und verlangen nichts! Wir wollen nichts weiter sein, als recht fleißig und sparsam, und dann in Demuth und Dankbarkeit hinnehmen, was Gott uns bescheert. Darin liegt ja doch nichts Sündhaftes, Mütterchen!“

„Nun, ich will hoffen, daß es uns Allen gut ergeht,“ sagte die Mutter. „Das Uebrige stelle ich dem Herrn anheim. Gott sei Dank, ihr seid gute Kinder, meine Freude und mein Trost. Seid auch ferner brav, und Alles wird sich schon machen und fügen, wie es soll und recht ist. Aber hört, da tutet ja wirklich schon der Nachwächter die zehnte Stunde. Geschwind das Geberbuch, Fritz! Wie der Abend so schnell vergangen ist. Laßt uns unsre Gedanken zu Gott erheben, und dann zur Ruhe gehen!“

Fritz gehorchte. Das gewöhnliche Abendgebet wurde vorgelesen, und dann wünschten sich Alle gegenseitig gute Nacht. Ehe die Mutter zu Bette ging, verschloß sie noch das Geld in den Schrank, wo sie auch ihre andern wenigen Kostbarkeiten aufzubewahren pflegte, und eine Viertelstunde später wachte in dem kleinen Häuschen, weder oben noch unten, kein Auge mehr.

Drittes Kapitel.

Nach Freude Leid.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Die armen Leuten hatten sich Alles so hübsch ausgedacht, das Geld zur Ausführung ihrer Pläne lag im Schranke, kein Hinderniß schien sich ihnen in den Weg zu stellen, Fritz träumte schon, daß er das Häuschen gekauft und baar bezahlt habe und den unterschriebenen Kaufbrief der Mutter einhändige, — da, gerade während er träumte, sollte ein schwerer Riß durch alle diese Pläne gemacht werden.

Es mochte in der dritten oder vierten Morgenstunde sein, da huschten zwei dunkle Gestalten, bei dem schwachen Sternenlichte kaum als Schatten erkennbar, über die Straße dem kleinen Häuschen der Wittve zu. Bei der Thüre blieben sie stehen, und einer von ihnen rüttelte leise daran.

„Verschlossen!“ murmelte er. „Ich konnt' es mir denken, aber das alte Schloß wird nicht lange Widerstand leisten.“

„So mache schnell,“ sagte mit gedämpfter Stimme der Andere. „Wenn irgend ein Zufall den Nachtwächter herbeiführt und er erwischt uns, so möcht' es uns nicht zum Besten ergehen. Rasch, rasch! Ich glaube wahrhaftig, er biegt dort um die Ecke!“

Richtig! Schwere Tritte näherten sich, — der Nachtwächter tutete in sein Horn, rief die Stunde ab, und schritt langsam weiter auf das Häuschen der

Wittwe zu. Als er ganz in die Nähe desselben kam, schaute er mit gespannter Aufmerksamkeit umher.

„Hum!“ brummte er vor sich hin in den Bart, „war mir's doch wahrhaftig, als hätte ich hier Etwas umher schleichen sehen. Wie sich der Mensch in der Finsterniß täuschen kann!“

Mechanisch drückte seine Hand auf die Thürklinke der Hütte. Sie war verschlossen.

„Ja, ja, Alles in Ordnung! Ich muß mich versehen haben,“ murmelte er, wendete dem Häuschen den Rücken zu, und schlenderte gemächlich wieder davon.

Die beiden Schattengestalten hatten indeß die wenigen Minuten, deren der Nachtwächter bedurfte, um die Stunde auszurufen, dazu benützt, mit Hülfe eines Dietrichs die Thür zu öffnen, und schnell in die Hausflur zu schlüpfen. Von innen hatten sie dann den Riegel vorgeschoben, und heimlich über das Selbstgespräch des Nachtwächters gelacht, dem sie so gewandt und glücklich entgangen waren.

„Ich hätt's nicht gedacht, daß der alte Bursche noch ein so scharfes Auge hat,“ sagte der Eine flüsternd, während der Wächter sich entfernte. „Wir wollen's uns merken für später vorkommende Fälle. Aber jetzt, an's Werk! Mache Licht, damit wir sehen können, und nicht oben im Dunkeln anstoßen und Gepolster machen. Der Frits, glaub' ich, hat Courage, und wenn er aufwacht, würde er gewiß nicht vor uns ausreißen.“

Ein Schwefelhölzchen zischte, und an dem blauen Flämmchen desselben wurde ein Wachlicht-Stummelchen angezündet, welches nothdürftiges Licht gewährte und den kleinen Hausflur so ziemlich erhellte. Bei seinem

Scheine sah man zwei wüß ausschauende Gesellen, mit großen, schlecht gepflegten Bärten und confiscirten Gesichtern. Sie glichen ganz den Gestalten, von denen die Nachbarn sagten, daß es gut sei, wenn die Polizei ein recht wachsamcs Auge auf sie richte.

„So, nun vorwärts,“ murmelte der Eine. „Du weißt doch auch gewiß, wo das Geld liegt, und daß die Kammerthür zugeschlossen ist?“

„Nu freilich, hab' ich's doch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie gestern Abend das Geld zählten, wie sie dann aus einander gingen, und wie die Alte den Kram in den Schrank einschloß. Es ist ein hübscher Haufen Geld kann ich dir sagen! Das dumme Volk! Wenn sie den Laden vorgemacht hätten, hätte ich nichts gesehen, und kein Mensch würde so viel Geld bei dem armen Volke vermuthet haben. Jetzt mögen sie büßen für ihre Dummheit!“

„Und doch ist mir's beinahe leid um den Fritz,“ versetzte der Andere. „Ich habe gesehen, der arme Kerl hat sich viele Mühe gegeben, und nicht Wind und Wetter gescheut, um die paar Thaler zusammen zu bringen. Und ein herrlicher, lustiger Bursch ist er! Wahrhaftig, er kann mir leid thun!“

„Nun, so bleibe zurück, und laß mich den Streich allein ausführen,“ entgegnete höhnisch der Andere. „Ich zwing dich nicht, mitzugehen.“

„Daß ich ein Thor wäre! Genommen würde das Geld doch von dir, also will ich lieber halb Part machen. Vorwärts, vorwärts, damit wir bald wieder in's Freie kommen!“

Sie öffneten leise die Stubenthür und schlichen hinein. Alles war still. Durch die verschlossene Kammer-

thür drang das Geräusch der tiefen Athemzüge der ruhig schlummernden armen Leute.

„Das ist der Schrank,“ sagte Einer von den Spitzbuben leise. „Rasch öffne ihn!“

Ein schwaches Rascheln und Knacken unterbrach die tiefe Stille, dann that sich geräuschlos der Schrank auf, und der Mann mit dem Wachelichte leuchtete hinein. Triumphirend lächelte er. Ein Griff, und das Geld, der mühsam erworbene Preis angestrengten Fleißes befand sich in den Händen der Strolche, sie hielten sich nicht damit auf, die Thür erst wieder zu verschließen. Leise schlüpfen sie wieder aus dem Zimmer, und wenige Augenblicke nachher flüchteten sie über die Haide davon. Nicht der Nachwächter noch sonst ein menschliches Auge erblickte sie.

Als nun der Morgen kam und die armen bestohlenen, um alle ihre Hoffnungen gebrachten Leute sich wie gewöhnlich in der Wohnstube versammelten, da gab es einen Schrecken und ein Wehklagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Die Mutter rang die Hände, die Schwestern weinten zum Herzbrechen, und selbst Fritz, der sonst immer heitere, lustige Fritz konnte in den ersten Augenblicken nicht gleich die gewohnte Fassung und Haltung erlangen. Das Zammern und Schreien der beiden Mädchen lockte ein paar Nachbarn herbei, Andere, von den Ersten benachrichtigt, folgten, und schon nach einer Stunde wußte man es in der ganzen Vorstadt, daß bei Heiters eingebrochen worden sei, und daß man den armen Leuten ihren ganzen, fauer erworbenen Weihnachtsverdienst gestohlen habe.

Das gab ein Aufsehen. Wer hatte das gethan? Wie war das möglich gewesen?

Jeder gute Mensch bedauerte herzlich die armen Leute, und Manche auch fanden sich, welche bereitwillig Hülfe und Beistand anboten. Auch Gerichtsdienere kamen, besichtigten genau Ort und Gelegenheit, forschten nach, auf welchem Wege die Spitzbuben eingedrungen waren, und brachten richtig heraus, daß sie mit Hülfe von Dietrichen Haus- und Schrankthür geöffnet haben mußten. Sie trösteten die weinende Mutter, so viel sie vermochten, konnten aber freilich nur geringe Hoffnung geben, daß man die Diebe entdecken und wieder in den Besitz des gestohlenen Geldes gelangen würde.

„Die Halunken sind schlau genug gewesen, nur das Geld zu nehmen, und alles Uebrige liegen zu lassen,“ sagte der Polizei-Inspektor. „Ein Thaler steht aus wie der andere, und hat keine besonderen Kennzeichen. Doch wollen wir sehen! Vielleicht entdecken wir irgend eine Spur, und dann soll's an unserem Eifer nicht fehlen. Trösten Sie sich, Frau Heiter! Geschehene Dinge sind einmal nicht zu ändern!“

Endlich waren alle Leute, die Theilnehmenden, wie die blos Neugierigen und Gleichgültigen, wieder fortgegangen, und die betrühte Familie befand sich wieder allein in ihren vier Pfählen. Mutter und Schwestern weinten noch immer, Fritz hatte sich aber mittlerweile zu fassen gewußt, und die alte Heiterkeit strahlte wieder aus seinen Augen.

„Nun, Mütterchen,“ sagte er und schmiegte sich liebevoll an sie, — laßt es in Gottes Namen nur gut sein. Wir haben nun freilich ein schlechtes Weihnachtsgeld, und alle unsere schönen Pläne hat ein böser Wind fortgeweht. Mit dem Christbaume, dem neuen Mantel, dem Blumenmachen und Sticken lernen ist's

nun nichts mehr, und die Hobelbank, auf die ich mich so sehr gefreut habe, ist auch in die Brüche gegangen. Aber wenn wir auch noch so sehr klagen und uns die Augen aus dem Kopfe weinen wollten, das würde ja doch zu nichts helfen. Der Polizei-Inspektor hat recht: „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern, sondern höchstens zu bessern.“ Laßt uns darauf denken, wie wir den Schlag am besten ertragen, und am leichtesten den übeln Folgen begegnen. Gott sei Dank, Noth brauchen wir noch nicht zu leiden, denn ein paar Thaler habe ich zum Glück noch auf meinem Dachstübchen, wohin die Spitzbuben nicht gekommen sind, und das gibt für's Erste wenigstens Brod! Und nachher? Ei, Mütterchen, der liebe Gott hat uns noch immer, selbst in den schwersten Zeiten, beigestanden, — er wird auch jetzt weiter helfen. Auf ihn wollen wir bauen und fröhlich sein.“

Mutter und Schwestern sahen wohl ein, daß der Fritz gar nicht unrecht hatte, aber der Schlag war noch zu neu, und zu tief in ihre Herzen eingedrungen, als daß sie sich so schnell, wie Fritz wünschte, darüber hätten trösten können. Ihre Thränen flossen noch reichlich diesen und die folgenden Tage, und das liebe, heitere Christfest, das sonst allen Menschen Freude bringt, und wie eine helle Sonne in die lange, trübe Nacht des Winters strahlt, ihnen brachte es nichts, als Kummer und Herzeleid. Fritz versuchte es zu wiederholten Malen, die gebeugten Gemüther aufzurichten; als es ihm aber gar nicht gelingen wollte, so überließ er es der lindernden Wirkung der Zeit, den Schmerz der Seinigen zu stillen, und dachte für sein Theil auf etwas Anderes.

Fritz, obgleich er ein völlig sorgloses und unbefangenes Gesicht zur Schau trug, wußte doch sehr wohl, wie bedrängt seine Lage war, und sein Herz schlug keineswegs so leicht und fröhlich, wie er die Anderen glauben machen wollte. Der strenge Winter stand vor der Thüre, und es fehlte ein genügender Vorrath von Holz und Kohlen. In wenigen Tagen mußte ferner die Neujahrs-Miethe für das kleine Häuschen bezahlt werden, und ein paar Thaler reichten kaum hin, die nöthigsten Lebens-Bedürfnisse auf eine oder zwei Wochen anzuschaffen. Es mußte daher auf irgend eine Weise Geld erworben werden, und Fritz sann Tag und Nacht über Mittel und Wege nach, wie er etwas verdienen könne.

Das war ein schwieriges Ding in der Zeit, wo es immer an Arbeit zu fehlen pflegt, und zum Betteln, geschweige denn zu etwas Schlimmeren, konnte Fritz absolut sich nicht entschließen. Zu jeder andern Jahreszeit würde es ihm nicht schwer gewesen sein, der Noth und Verlegenheit ein Ende zu machen; aber jetzt im Winter wollte es ihm fast unmöglich vorkommen, Rath zu schaffen. Und doch mußte es geschehen. Mutter und Schwestern durften nicht an Allem Mangel leiden. Giskalt lief es Fritz über den Rücken, wenn er sich die Möglichkeit dachte, daß es einmal an Brod in dem Hause fehlen könne.

Er machte verschiedene Versuche, sich Arbeit zu verschaffen, welche augenblicklichen Lohn versprach. An verschiedenen Orten bot er seine Dienste als Tagelöhner, als Kohlenträger, als Holzhacker an. Aber entweder waren die Leute, an die er sich wendete, schon versehen,

oder sie bedurften seiner Dienste für jetzt nicht, und verstößten ihn auf spätere Zeit.

Da war es schwer, heiter zu bleiben, oder nur zu scheinen, besonders als nun Neujahr immer näher rückte, und mit ihm der Tag, wo der Miethzins bezahlt werden mußte.

Der Besitzer des Häuschens war ein harter, jeder Empfindung des Mitleids schwer zugänglicher Mann. Fritz wußte das wohl, denn er kannte ihn von früherer Zeit her. Gleich zu Anfang, als sie in das Häuschen einzogen, hatte der Mann die Drohung ausgesprochen, wenn nur ein einziges Mal der Zins nicht pünktlich auf den Tag bezahlt würde, möchten sie sich nur darauf gefaßt halten, am nächsten Tage auf die Straße gesetzt zu werden. Wenn der unbarmherzige Mann jetzt, im Winter, wirklich seine Drohung ausführte, welch' ein trauriges Schicksal! Mutter und Schwestern ohne Obdach, unter freiem Himmel, bei zehn Grad Kälte, welche den Schnee auf den Straßen unter den Rädern der Fuhrwerke pfeifen und knittern machte!

Näher und näher rückte der gefürchtete Termin, und Fritz hatte noch immer keinen Ausweg gefunden. Endlich, am letzten Dezember, entschloß er sich, den Hausbesitzer aufzusuchen, ihm seine Noth zu klagen, und ihn inständig zu bitten, ihm eine Zahlungsfrist zu gewähren.

„Er kann es dir ja nicht abschlagen, Ihr seid ja unschuldig, dacht er auf dem schweren Gange bei sich selbst. „Gewiß hat er davon gehört, daß wir bestohlen worden sind, daß es nicht unsere Schuld ist, wenn wir einmal die Zahlung verschieben müssen, und am Ende wird er doch auch einige Rücksicht darauf nehmen, daß

wir bisher jederzeit pünktlich bezahlt haben. Also nur Muth, es wird sich Alles wohl machen!“

Herr Brander, der reiche Baumeister und Hausbesitzer, dem auch die armselige kleine Hütte gehörte, in welcher die Familie Heiter wohnte, saß gerade bei seinem Frühstück, als Fritz angemeldet wurde.

„Nur herein mit ihm,“ sagte er. „Ein ordentlicher, fleißiger Bursche! Er wird mir den Miethzins bringen, denn er ist immer Einer von den Ersten!“

Fritz trat schüchtern herein, und ein aufmerksames Auge hätte seine Befangenheit und Aengstlichkeit aus seinem Gesichte lesen können. Herr Brander aber sah ihn gar nicht an, sondern winkte ihm nur flüchtig zu, während er einen delikatén Bissen geräucherten Lachs in seinen weiten Mund schob.

„Zähle die paar Thaler nur da auf den Tisch auf,“ sagte er nachlässig und halb unverständlich, da er sehr eifrig mit Reuen beschäftigt war. „Die Quittung will ich dir nachher schreiben; jetzt bin ich beschäftigt, wie du siehst.“

„Ach, Herr Brander,“ erwiderte Fritz mit ein wenig zitternder Stimme, und blickte mit flehendem Ausdruck den behaglich speisenden Mann an, — „Sie erinnern sich wohl, wir haben keinen Termin vorübergehen lassen, ohne pünktlich die Miete zu bezahlen, — aber dieses Mal ist es uns unmöglich, — man hat uns bestohlen, und darum komme ich zu Ihnen, um Ihre Güte und Nachsicht anzusuchen. O, sein Sie nicht böse! Gestatten Sie mir nur eine Frist von wenigen Wochen, und Sie sollen gewiß bezahlt werden!“

Die letzten Worte stieß Fritz ängstlich und hastig heraus, denn er sah schon, daß Herr Brander mit

seiner Bitte wenig zufrieden war. Er legte Messer und Gabel bei Seite, zog sein Gesicht in die Länge, und starrte Fritz aus großen Augen halb verwundert, halb zornig an. Ein Ungewitter schwebte drohend auf seiner Stirn.

„Was? Hör' ich recht?“ rief er aus. „Du kannst die Miethe nicht bezahlen?“

„Oh, später gewiß!“ versetzte Fritz. „Gewähren Sie mir nur eine Frist von vierzehn Tagen!“

„Nicht von vierzehn, nicht von acht, nicht von zwei Tagen!“ schrie Herr Brander ihn zornig an. „Das käme mir gerade gelegen! Wenn bis morgen Mittag um zwölf Uhr die Miethe nicht bezahlt ist, so kommt der Executor, wirft Euch aus dem Hause, und legt Beschlagnahme auf Eure besten Sachen! Ei ja doch, das fehlte mir noch, solchem leichtsinnigen Volke Frist zu geben! Entweder bezahlt, oder hinaus mit Euch. Der Zins ist so wie so schon gering genug, und Ihr wollt mich auch um das Wenige noch betrügen! Nichts da! Das Geld, oder marsch fort! Und jetzt packe dich! Ich will nichts weiter hören! Mir nicht auch mein Frühstück noch verderben lassen!“

Dem armen Fritz liefen die Thränen über die blassen Wangen bei den beschimpfenden Worten des harten Mannes.

„Nein, nein, Herr Brander,“ sagte er und salbete schmerzlich seine Hände in einander, „wir werden Sie nicht betrügen! Ich werde Tag und Nacht arbeiten, um Sie zu befriedigen, und niemals soll es wieder vorkommen, daß wir Sie warten lassen!“

„Das sind die gewöhnlichen Redensarten! Wir kennen das schon!“ entgegnete Herr Brander ohne eine

Spur von Rührung. „So sprechen alle schlechten Schuldner, und wenn sie Einem den Rücken zugekehrt haben, lachen sie sich in's Häuschen. Mit solchen Worten fängt man nicht einen alten Fuchs, wie ich bin. Fort mit dir, fort, fort! Und morgen bis Mittag das Geld, oder der Executor. Gott befohlen!“

Fritz machte Miene, noch einmal zu bitten und um Nachsicht zu flehen, aber Herr Brander blickte ihn so kalt, so starr und drohend an, daß ihm aller Muth dazu sank. Er machte seine Verbeugung und stürzte schluchzend aus dem Zimmer. Noch auf der Straße flossen seine Thränen, und wenn er sich nicht vor den Leuten geschämt hätte, er hätte wohl gar laut auf geweint. Indess, als er weiter ging, faßte er sich allmählig wieder, und sein alter freudiger Muth kehrte nach und nach zurück.

„Die Noth am höchsten, die Hülfe am nächsten!“ murmelte er vor sich hin. „Mag der harte Mann uns auf die Straße werfen! Gott ist dort, wie überall! Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, und nun bleibt mir nichts weiter übrig, als auf Seine Hülfe zu bauen. Der gute Vater im Himmel wird nimmermehr zulassen, daß meine alte kränkliche Mutter vor Hunger und Kälte auf der Straße umkomme. Also nur Muth und heiteren Sinn! Es wird schon Alles noch gut werden!“

Als er in die kleine Hütte zurückkehrte, sah er so ruhig und heiter aus, als ob nicht das Mindeste zu befürchten stände. Die Mutter schöpfte daraus die besten Hoffnungen.

„Der Himmel war mit dir, Fritz,“ sprach sie ganz erfreut. „Es ist dir gelungen, des harten Mannes

Herz zu rühren, und wir können unbelästigt bis auf Weiteres wohnen bleiben!“

Fritz schüttelte den Kopf. Es that ihm weh, die frohe Täuschung der Mutter zerstören zu müssen, aber er konnte mit der Wahrheit nicht zurückhalten. Doch sprach er ganz ruhig und zuversichtlich.

„Nein, Mütterchen, mit Herrn Brander war es nichts,“ erwiderte er. „Ihn rührt keine Bitte und keine Thräne, aber es gibt Einen über uns Allen, der unsere Bekümmerniß sieht, und uns helfen wird. Wer auf den lieben Gott vertraut, der hat sicher nicht auf Sand gebaut. Sieh nicht betrübt aus, liebe Mutter! Weint nicht, Schwestern! Ich habe die feste Zuversicht, daß Gott uns nicht verlassen wird in unseren Nothen!“

„Aber wenn nun Herr Brander seine Drohung wirklich ausführt, Fritz?“ sagte die Mutter.

„Ei, Mütterchen, siehst du, ich glaube noch gar nicht daran, daß er es thun wird,“ entgegnete Fritz ganz gelassen. „Wenn es zur Ausführung kommen soll, wird sich der reiche Mann wohl schämen, eine arme Familie um ein paar Thaler willen unglücklich zu machen. Was würden die Leute dazu sagen? Nein, nein, Mütterchen, ich bin fest überzeugt, er drohet nur, und wenn ich ihm nach ein paar Wochen sein Geld bringe, wird er wieder gut und zufrieden sein. Sei du ganz ruhig, man wird uns nicht mitten im Winter auf die Straße werfen!“

„Und wenn doch, Fritz? Wenn doch? Reiche Leute fragen zuweilen wenig darnach, was Arme über sie sprechen und urtheilen!“

„Wenn doch? Wenn doch? Ja freilich, dann weiß

ich auch nicht, was zu thun ist," antwortete Fritz.
 „Aber," fügte er in heiterer Sorglosigkeit hinzu, —
 „der da droben weiß es, und wird uns schon das Richtige eingeben, wenn die rechte Stunde gekommen ist. Nur nicht verzagen, Mütterchen! Immer heiter im Vertrauen auf Gott, das ist mein Wahlspruch. An dem will ich festhalten, mag kommen, was da wolle. Und du wirst sehen, Mutter, er wagt es nicht, der harte Herr Brander! Nimmermehr wagt er es!"

„Du bist jung und kennst die Menschen wenig," versetzte die Mutter kleinlaut. „Aber freilich, was man nicht verhindern kann, muß man eben gehen lassen und eine Stütze beim lieben Gott suchen. Der die Lilien kleidet und die jungen Raben nährt, wird auch uns nicht gänzlich verabsäumen!"

„So ist's recht, Mütterchen, so hör' ich dich gern sprechen," sagte Fritz. „Da fällt mir ein Verschen ein, das ich kürzlich irgendwo einmal gelesen und unwillkürlich behalten habe. Es heißt:

Wie alles Leben nach der Sonne schmachtet,
 Wenn düster Wolken Grau die Welt umdunkelt,
 So auch das Herz, von Kummer tief umnachtet,
 Nach einem Hoffnungsstern, der nirgends funkelt.

Doch nur getrost und raffe dich zusammen,
 Schau' still empor in Liebe und Vertrauen:
 Erloschen sind sie nicht, der Sonne Flammen,
 Und hinter Wolken lacht des Himmels Blauen!

Wir sehen auch keinen Hoffnungsstern, Mütterchen, Alles ist uns in Wolken und Nebel eingehüllt, aber doch sind die Sterne da, und der liebe Gott ist über ihnen und über uns, und nur einen Hauch kostet es

Ihn, und die Sonne strahlt uns wieder in Licht und Glanz!“

Fritz war sehr beredt, und es gelang ihm diesen Tag wirklich, die Besorgnisse seiner Mutter und Geschwister zu zerstreuen und einigermaßen in den Hintergrund zu drängen. Mit Fassung und Ergebung erwarteten alle den folgenden Tag, und schlummerten während der Nacht so sanft, als ob ihnen nichts Böses und Unangenehmes bevorstünde.

Der erste Januar brach an, der Morgen ging langsam hin, die Mittagsstunde verstrich, der Abend dämmerte wieder, und siehe da, weder Herr Brander, noch der Executor, noch sonst eine drohende Gestalt, ließ sich in dem Häuschen blicken. Fritz jubelte.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ rief er seelenvergnügt am Abend aus. „Er getraut sich's nicht, er schämt sich vor Gott, vor seinem Gewissen und vor den Leuten, uns auf die Straße zu werfen! Er wird Geduld haben, und ich will gewiß mein Bestes thun, daß es ihn nicht gereuen soll. Die Feiertage sind vorüber, und es wird wieder Arbeit geben, und ich zweifle nicht, daß ich ebenfalls irgendwo Beschäftigung finden werde.“

Alle glaubten ihm und gaben sich derselben Hoffnung hin; aber schrecklich sollten sie am nächsten Morgen enttäuscht und aus ihren Träumen geweckt werden. Schon um zehn Uhr früh trat ein Mann in Amtskleidung in ihre kleine Hütte, und theilte der erschrockenen Frau Heiter mit, daß er als Executor von Herr Brander beauftragt sei, den Methzins einzufordern, und, im Falle derselbe nicht bezahlt würde, einen Theil der Habseligkeiten der armen Leute in Beschlag zu nehmen,

und sie selber mit den übrigen Sachen auf die Straße zu bringen.

Das gab einen traurigen Austritt, welcher selbst den an solche Scenen gewöhnten Executor zu rühren schien. Die Mutter saß bleich und stumm da mit trostlos verzehrten Händen, die Schwestern weinten laut, und selbst Fritz fühlte einige Augenblicke seine Standhaftigkeit wanken. Doch raffte er sich bald genug wieder zusammen.

„Lieber Herr,“ sagte er zum Executor, „Sie sehen, wir sind arm und unglücklich, wir können jetzt den Mietzins nicht bezahlen, so gern wir auch möchten, und Sie werden uns deßhalb gewiß nicht in's größte Elend hinausstoßen. Nein, gewiß, Sie können das nicht thun!“

Der Executor zuckte die Achseln, und schaute mitleidig auf die arme Mutter.

„Es wird mir sehr, sehr schwer, hier meine Pflicht zu erfüllen,“ gab er zur Antwort, — „aber Pflicht bleibt Pflicht, und ich werde strafbar, wenn ich sie verabsäume. Ich muß darauf bestehen, daß Sie entweder die Miete bezahlen, oder das Haus verlassen!“

Fritz seufzte.

„Nun denn, wenn es durchaus sein muß,“ sagte er, — „so komm', liebe Mutter, kommt, Schwestern! Wir wollen auf die Straße gehen, und unter Gottes freiem Himmel den Leuten erzählen, wie es uns ergangen ist. Der Herr Executor muß seine Pflicht thun, ich sehe das ein, und darum wollen wir sie ihm nicht noch erschweren, indem wir ihm etwas vorjammern und wehklagen. Ich bitte Euch, kommt, und vertrauet auf Gott! Er ist überall, auch auf der Straße!“

Nicht ohne Staunen und Bewunderung blickte der Executor auf den jungen Menschen, der mit so großer Fassung und fast mit Heiterkeit ein schweres Schicksal ertrug.

„Warten Sie noch ein wenig,“ sagte er zu Fritz. „Wir brauchen nichts zu übereilen, — ich möchte Sie nicht unnöthig drängen, — besinnen Sie sich, — haben Sie denn keinen Menschen, der Ihnen die kleine Summe vorschießen könnte?“

Fritz schüttelte den Kopf. „Wir sind wenig mehr, als Bettler, nachdem man uns unseren kleinen Weihnachts-Verdienst gestohlen hat,“ versetzte er. „Es war unsere Schuld nicht, denn wer kann sich vor Dieben schützen? Aber wer sollte sich auch herbeilassen, armen Leuten, wie wir sind, zehn baare Thaler zu leihen? Nein, lieber Herr, es wäre eine Thorheit, darauf zu hoffen. Komm', meine arme gute Mutter, wir wollen gehen. Gott wird barmherziger sein, als die Menschen!“

„Eilen Sie doch nicht so,“ sagte der Executor, und hielt Fritz nochmals zurück. „Gott weiß es, Sie dauern mich, und wenn ich nicht selbst bei knappem Gehalte eine zahlreiche Familie zu ernähren hätte, so . . . aber ich kann nicht, mit dem besten Willen kann ich Nichts für Sie thun. Doch noch Eines. Kennen Sie denn auch gar Niemanden, der eine Bürgschaft für Sie leisten würde? Wenn es nur ein als rechtschaffen bekannter Mann ist, — ich will gern ein Auge zudrücken, und so weit nachgeben, als ich irgend kann und darf, ohne meine Pflicht zu verletzen.“

„Uns kennt Niemand, und ich kenne Niemand, der eine solche Bürgschaft leisten könnte,“ versetzte Fritz. „Es nutzt nichts, darüber nachzudenken. Ich habe es

schon vor diesem Tage gethan, bis mir fast der Kopf zersprungen ist, und doch keinen Weg zur Aushülfe gefunden. Thun Sie also nur Ihre Schuldigkeit, Herr, und seien Sie herzlich bedankt für die Theilnahme, die Sie uns schenken. Komm, liebe Mutter, wir müssen gehen.“

Der Executor schüttelte traurig den Kopf.

„Nun denn, ich kann nicht anders,“ sagte er. „Aber das weiß ich, so schwer, wie heute, ist mir noch niemals meine Pflicht geworden.“

Er rief zwei Männer, die er mitgebracht hatte, von der Straße herein, und gab ihnen die Weisung, das Haus aufzuräumen, und alle Möbel und Geräthschaften, bis auf Weniges, was zur Deckung des schuldigen Miethzinses dienen sollte, auf die Straße zu stellen. Die Leute folgten natürlich dem Befehle. Fritz blickte finster dazu, die Mutter und die Schwestern weinten still in ihre Tücher hinein. Selbst der Executor mußte sich die Augen wischen. Nach einer Viertelstunde war das Häuschen so ziemlich ausgeleert, und es nützte nun nichts mehr, noch länger zu zögern. Fritz reichte seiner Mutter den Arm, auf den sie sich stützen mußte, um nicht niederzusinken, und führte sie hinaus. Die beiden Schwestern folgten, und nun standen sie auf der Straße unter freiem Himmel, und wußten nicht, wo sie ein Obdach finden und ihr Haupt niederlegen sollten.

Aber nicht allein standen sie da. So ziemlich die ganze Nachbarschaft hatte sich vor dem Häuschen versammelt, und Niemand befand sich unter den Leuten, der nicht das herzlichste Mitgefühl für die arme, so herzlos vertriebene Familie empfunden hätte. Bittere Schmähworte und sogar Drohungen wurden laut gegen

den reichen Geizhals, der so hart gegen seine Miethsleute versuhr. Man umringte die alte Frau und ihre Kinder, man beklagte und bemitleidete sie, man fragte, was sie denn nun beginnen wollten, und Viele bedauerten, daß sie nicht Platz genug hätten, um die Obdachlosen bei sich aufnehmen zu können.

Fritz zuckte bei alledem die Achseln.

„Gott allein weiß, was aus uns werden wird,“ antwortete er den theilnehmenden Nachbarn. „Wir können nichts thun, als ruhig erwarten, was geschehen wird. Auf der Straße können wir nicht bleiben, also irgend ein Ausweg wird sich wohl finden. Was Gott thut, ist wohlgethan. Ich bin gewiß, daß Er uns in solcher großen Noth nicht verlassen wird.“

„Das ist rechtschaffen gedacht, Fritz,“ rief eine Stimme mitten aus dem Haufen heraus. „Solches Vertrauen dürfen wir nicht zu Schanden werden lassen. Wieviel seid Ihr dem Unmenschen, dem Brander, schuldig?“

„Zehn Thaler,“ antwortete Fritz. „Aber wenn es auch nur fünfse wären, wir könnten sie nicht bezahlen.“

„Aber wir, die wir hier müßig herum stehen, wir können sie wohl zusammenbringen,“ versetzte die erste Stimme. „Wer ein paar Groschen übrig hat, der werfe sie in meine Mütze. Unser Fritz darf nicht auf der Straße liegen bleiben.“

„Das ist aber auch wahr! Warum hat nicht Einer schon früher daran gedacht? Das war ein gescheiter Einfall! Hier sind meine paar Groschen! Hier meine! Her mit der Mütze, was ich bei mir habe, soll hinein, und müßten wir auch einmal hungrig zu Bette gehen!“

So riefen viele Stimmen bunt durcheinander, kleine



Wien
n
Erd
Joh
und
den
Wol
erre
De

bar
je
Dy
Wien
Wien
ta

Sag
ge
an

mit
du
ent

Wol
Wol
das
Lan
Spe

Münzen regneten von allen Seiten in die Mütze, und nach wenigen Minuten hatte Jeder sein Scherflein zur Bezahlung der Miethe beigetragen. Der Einsammler schüttelte die ganze kleine Summe auf einen Tisch aus und zählte sie. Heiter's standen, tief erschüttert und bewegt von der Freundlichkeit und Liebe der Nachbarn, dabei, und sogar Fritz, der so stant'haft alles Ungemach ertragen hatte, konnte bei diesen Beweisen von herzlichster Theilnahme eine Thräne nicht zurückdrängen."

"Ich danke Euch, ich danke Euch, liebe gute Nachbarn," sagte er innig gerührt. „Wodurch haben wir so viele Liebe verdient? Gott möge sie Euch vergelten! Oh, Mutter, siehst du nun, daß man auch im größten Elende nicht verzweifeln darf? Wir wußten uns keinen Rath und keine Hülfe mehr, und siehe, die Hülfe ist da, wie durch ein Wunder!"

"Ja, Kinder, es reicht aber immer noch nicht aus," sagte jetzt der Mann, welcher mittlerweile das Geld gezählt hatte. „Es fehlen immer noch über drei Thaler an der ganzen Summe. Was ist da zu machen?"

"Ei, der Executor muß einstweilen zufrieden sein mit dem, was da ist," versetzte ein Anderer, während die Uebrigen sich rathlos anschauten.

"Das wird er nicht, Kinder! Er darf es nicht!" entgegnete der Erste.

"Was da, er muß!" rief der Zweite wieder. „Wir stehen Alle dafür ein, daß binnen acht Tagen der noch fehlende Rest geschafft wird. Wir dürfen's nicht leiden, daß man eine Familie auf die Straße wirft, die anerkannt so brav und fleißig und rechtschaffen ist, wie Heiter's!"

"Ja, er hat recht! Wir bürgen für den Rest! Der

„Erecutor muß zufrieden sein!“ schallte es von verschiedenen Seiten her aus dem Kreise. „Gehe nur Einer hinein in's Haus, und rede mit dem Erecutor!“

„Das will ich thun,“ sagte der Mann mit der Müze. „Gebt nur ein wenig Raum und laßt mich durch.“

Es wurde bereitwillig Bahn gemacht, aber noch war der Mann nicht über die Schwelle des Hauses getreten, als eine neue Person auf dem Schauplaze erschien. Es war ein stattlicher Offizier in goldblinder Uniform hoch zu Ross. Er hielt sein Pferd dicht bei der Menge an, und betrachtete verwundert den ganzen Auftritt.

„Was gibt es hier?“ fragte er dann. „Ist ein Unglück geschehen? Sprecht, gute Leute!“

„Ach ja, Herr Offizier,“ nahm der Mann mit der Müze das Wort. „Ein Unglück ist's schon, wenn es auch noch nicht grade an Leib und Leben geht. Da sehen Sie, die armen Leute sind aus dem Hause gewiesen worden, weil sie den Miethzins nicht bezahlen konnten, und nun haben wir Nachbarn ein paar Thaler zusammengelegt. Aber es fehlen immer noch ein paar Thaler am Ganzen.“

„Was der tausend, das ist hübsch von Euch, Leuten!“ sagte der Offizier, und wiegte sich wohlzufrieden im Sattel. „Wieviel beträgt denn die ganze Summe?“

„Zehn Thaler, gnädiger Herr, und sechs Thaler zwanzig Groschen und ein paar Dreier haben wir nur aufgebracht. Aber der Erecutor muß den Rest stunden, und darum war ich eben im Begriff, zu ihm zu gehen und ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden.“

„Nun, das ist weiter nicht nöthig,“ erwiderte der

Offizier lächelnd. „Hier ist noch ein Fünfsihalerschein! Da, nimm ihn, guter Mann!“

Ein lautes Hurrah und Vivat schallte aus Aller Kehlen bei der Freigebigkeit des Offiziers, und lustig wurden die Mützen in die Luft geschwenkt. Fritz eilte zu dem großmüthigen Herrn hin und küßte ihm die Hand.

„Oh, wie gut Sie sind!“ stammelte er, und blickte dankbar zu ihm auf.

„Was tausend, wen haben wir denn da?“ sagte jetzt der Offizier, als er sein scharfes durchdringendes Auge auf Fritz richtete. „Dich habe ich doch schon gesehen! Ah, richtig, ich besinne mich! Hast du nicht in den Tagen vor Weihnachten Waldteufel und Pelzpuppen in den Straßen feil geboten?“

„Ja, Herr! Ach ja, und Sie sind der liebe gute Herr, der mir einmal meinen ganzen Vorrath auf einmal abgekauft hat!“ erwiderte Fritz. „Ich erkannte Sie gleich auf der Stelle wieder.“

„Nun sieh', das ist ein recht gelegenes Wiederfinden,“ sagte der Offizier. „Doch wundert's mich, daß du so in Noth bist. Du sagtest mir doch damals, deine Geschäfte gingen gut.“

Fritz erzählte nun, auf welche Weise der sauer erworbene Verdienst wieder abhanden gekommen war, und die Nachbarn bestätigten seine Aussagen, indem sie noch manches Wort zum Lobe für Fritz hinzufügten, und seinen Fleiß, seine Sparsamkeit und seinen bescheidenen Sinn rühmten. Der Offizier hörte sie theilnehmend an und nickte freundlich mit dem Kopfe.

„Ja, ja, ich glaube Euch schon, gute Leute,“ sagte er. „Er muß gewiß ein braver Bursch sein, da Ihr

so bereitwillig waret, ihm zu helfen, und es freut mich, daß ich grade so zufällig Zeuge davon gewesen bin. Höre, Fritz, wir sind noch nicht fertig mit einander. Besuche mich Nachmittag in meiner Wohnung. Weißt du sie noch?“

„O, gewiß, lieber Herr!“ versicherte Fritz eifrig.

„Nun denn, Schlag vier Uhr! Adieu, gute Leute! Auf Wiedersehen, mein Sohn!“

Mit diesen Worten gab der Offizier seinem schönen Rosse die Sporen, und wie ein Pfeil schoß es davon. Ein lautes Vivat schallte hinter dem großmüthigen Herrn her, während Fritz und die Seinen sich umarmten, die hellen Freudenthränen weinten, und Gott für seine Güte und Gnade dankten.

Während noch Alle voller Freude waren und sich um die glückliche Familie drängten, um Jedem die Hand zu drücken und von Herzen Glück zu wünschen, trat der Executor mit seinen Begleitern aus dem Hause. Die Lepteren trugen eine Bahre, auf welche sie das werthvollste Hausgeräth der armen Witwe geladen hatten. Es war in Beschlag genommen worden, um die Schuldforderung des harten Gläubigers zu decken, und die Leute waren im Begriff es davon zu schleppen. Aber der Mann mit der Mütze trat ihnen in den Weg.

„Tragt nur Alles wieder hinein, Leuten, sagte er in der besten Laune von der Welt. „Und hier, Herr Executor, ist Geld, — zehn Thaler Miethe und noch etwas darüber für Ihre Bemühung!“

Der Executor blickte erstaunt und angenehm überrascht auf. Er hatte, im Innern des Hauses beschäftigt, gar nicht auf das geachtet, was draußen vorging,

und hörte nun mit aufrichtigem Vergnügen die Mittheilung des Herganges an.

„Das freut mich von ganzer Seele!“ sagte er. „Es freut mich wahrhaftig mehr, als wenn mir selber Jemand zehn Thaler geschenkt hätte. Meinen herzlichsten Glückwunsch, Euch Allen, Ihr braven Leuten! Und mehr wie zehn Thaler nehme ich auf keinen Fall an, obgleich es ein saures Stück Arbeit war, das ich da drinnen verrichten mußte. Schafft nur Alles wieder hinein, Ihr Beiden! Was Ihr zu fordern habt, sollt Ihr von mir bekommen!“

I, wir wollen auch nichts für das Bißchen Mühe,“ gaben die beiden Träger zur Antwort. „Die paar Sachen sollen bald wieder am alten Flecke stehen!“

Sie trugen die Bahre wieder in das Häuschen, noch ein paar andere derbe Häuste griffen mit zu und halfen bei den übrigen Sachen, und keine halbe Stunde verging, so stand jeder Stuhl und jeder Schrank wieder auf dem alten Flecke, und Alles war so gut, als ob nichts geschehen wäre. Der Executor und die Nachbarn gingen davon, indem sie von keinem Danke wissen wollten, den Fritz ihnen so gern mit warmen Worten ausgesprochen hätte, und nun, als sie allein waren, umarmte Fritz die Mutter, und so leicht und froh, so dankbar gegen Gott und Menschen, hatten lange ihre Herzen nicht geschlagen, als in dieser gesegneten Stunde. Ihre Thränen flossen, aber es waren Freudenthränen. Obgleich eigentlich noch nicht jeder Schaden verschwunden war, denn die nächste Zukunft drohte immer noch düster genug, — so blickten doch Alle vertrauensvoll und ohne Sorge den kommenden Tagen entgegen, und

selbst die fast immer ein wenig verzagte Mutter war von stiller, fester Zuversicht erfüllt.

Wem der liebe Gott so nahe war, als uns an diesem Morgen,“ sagte sie, „der würde sich versündigen, wenn er je wieder an seiner Gnade und Barmherzigkeit zweifeln wollte. Ihm, dem Vater im Himmel, will ich fortan Alles anheimstellen, und ohne Sorgen und Bangen unser Schicksal aus Seiner Hand erwarten!“

„Das wollen wir Alle thun,“ fügte Fritz strahlend vor Heiterkeit hinzu, und im Uebrigen, wenn mich der liebe Gott nur gesund erhält, und mir Gelegenheit zur Arbeit gibt, dann will ich schon sorgen und fleißig sein, daß wir nie mehr in eine so schlimme Lage gerathen, wie heute!“

Viertes Kapitel.

Ueberraschungen.

Schlag vier Uhr desselben Tages Nachmittags stand Fritz in der Flur des schönen, großen Hauses, auf dessen breiter, mit Teppichen belegter Treppe er schon einmal in das obere Stockwerk gestiegen war, als ihm der vornehme Offizier vom Fenster aus zugewinkt und ihm sein ganzes Krämchen Waldteufel, Pelzmännchen und tanzende Eisbären abgekauft hatte. Ein alter Diener fragte nach seinem Anliegen, und führte ihn die-

selbe Treppe hinauf in ein Vorzimmer, wo er ihm bis auf Weiteres zu warten befahl.

„Ich werde dich melden,“ sagte er, „aber die Herrschaft ist noch bei Tafel und wird dich wohl erst später vorlassen.“

Fritz wartete ganz ruhig; der Diener hatte ihn aber kaum erst ein paar Minuten verlassen, als er schon wieder mit Tellern und Schüsseln zurückkehrte, einen Tisch an der Wand mit einem feinen Leintuche deckte, allerlei Speisen darauf stellte, und den höchlich überraschten Fritz einlud, sich an den Tisch zu setzen und nach Belieben aus den gefüllten Schüsseln zuzulangen. Fritz zögerte, aber der Diener wiederholte seine Aufforderung.

„Greife nur zu und is,“ sagte er freundlich. „Der gnädige Herr hat es befohlen, daß dir der Tisch gedeckt werden soll, damit dir die Zeit nicht zu lang wird. Immer nimm, und sei nicht schüchtern. Wenn du auch keinen großen Hunger hast, Appetit haben solche jungen Leute, wie du, allezeit. Ich weiß das noch aus meiner eigenen Jugend her!“

Da Fritz sah, daß die Einladung ernstlich gemeint war, zögerte er nicht länger, denn die Schüsseln dufteten gar angenehm, und außer ein paar Kartoffeln zu Mittag hatte er heute noch nichts genossen. Er setzte sich also an den Tisch, und als er nur erst einmal die köstlichen Speisen versucht hatte, hieb er so tapfer auf die Schüsseln ein, daß der alte Diener ihm schmunzelnd und mit geheimer Freude zusah.

„Immer is, immer is,“ sagte er, wenn Fritz Miene machte, Messer und Gabel wegzulegen, — „ich sehe schon, daß du tüchtigen Hunger hast, mein Sohn, und

da brauchst du dich ganz und gar nicht zu zieren. Immer ist zu! Solche gute Sachen wirst du noch nicht oft auf deinem Teller gehabt haben!“

Das war nun freilich sehr richtig, und so schmauste denn Fritz wacker fort, bis er in der That völlig gesättigt war. Der Diener räumte nun den Tisch wieder ab, und wenige Minuten nachher trat der Offizier in das Zimmer.

„Wohlan, da bist du ja, mein guter Bursche,“ sagte er freundlich. „Folge mir jetzt in mein Cabinet, und erzähle mir ein wenig von dir und deinen Angehörigen.“

Fritz folgte natürlich, aber er fühlte sein Herz ein wenig ängstlich pochen, als er in dem Cabinet auch noch eine stattliche schöne Dame bemerkte, welche ihn aufmerksam betrachtete.

„Das ist der junge Bursch, von dem ich dir sagte, liebe Frau,“ redete der Offizier die Dame an. „Wir werden nun aus seinem eigenen Munde ein Mehreres von ihm hören. Sei nicht schüchtern, mein Sohn, sondern sprich frisch von der Leber weg. Wir nehmen Antheil an dir, und wünschen dir Gutes zu erweisen. Was war dein Vater?“

Fritz gab Bescheid, und als er nur erst ein paar Worte gesprochen hatte, wick die Zughastigkeit aus seinem Herzen, und in lebendiger Weise schilderte er das Familien-Leben in seiner kleinen Hütte, sprach von seiner Mutter, von ihren stillen Tugenden und ihrer Frömmigkeit mit tiefem Gefühl, und erzählte, wie er und seine Schwestern ihr Bestes thaten, um Sorge und Mangel von der Mutter möglichst fern zu halten. Immer freundlicher ruhten die Blicke der schönen Dame

auf den offenen, freien Zügen des gesprächigen Knaben, und manches Mal flog ein Ausdruck herzlicher Rührung über ihr feines, trotz ihres schon vorgerückten Alters noch immer sehr anmuthiges Gesicht. Als Fritz endlich so ziemlich Alles, was ihm im Leben Gutes und Schlimmes begegnet war, erzählt hatte, eilte sie ihrem Gemahle zu und sagte lächelnd:

„Ich sehe schon aus Allem, lieber Freund, du hast nicht umsonst meine Neugierde rege gemacht, und ich bin dir wirklich dankbar für die Bekanntschaft mit diesem jungen Menschen. Was können wir für ihn thun? Hast du irgend einen Wunsch, Fritz, dessen Erfüllung dir recht am Herzen liegt? Ich möchte, daß du dich offen ausdrückst, denn ich würde dir gern behülflich sein, wenn es in meinen Kräften steht.“

Fritz wußte nicht gleich, was er sagen sollte, obgleich er aus dem herzlichen und wohlwollenden Tone der Dame recht gut erkannte, daß ihr Anerbieten ganz ernstlich gemeint sei.

„Sprich frei heraus, Fritz,“ sagte nach einem Weilchen der Offizier freundlich zu ihm, um seiner Verlegenheit ein wenig zu Hülfe zu kommen. „Vorhin erwähnest du beiläufig, daß Ihr Euch zu Weihnachten Mancherlei hätten bescheeeren wollen, — du mußt doch noch wissen, was für Sachen das gewesen sind.“

Fritz wußte es freilich, aber es kam ihm so ungeheuer viel vor in diesem Augenblicke, daß er sich immer noch nicht mit der Sprache herauszurücken getraute.

„Gi besinne dich nur,“ nahm die Gemahlin des Offiziers wieder das Wort. „Was sollte denn deine Mutter bekommen?“

„Einen Mantel, gnädige Frau, einen warmen schönen

Mantel,“ erwiderte Fritz endlich mit einiger Schüchternheit. „Sehen Sie, ich wußte schon längst, daß die Mutter heimlich den Wunsch darnach hegte, weil sie gern jeden Sonntag in die Kirche geht. Während des Sommers war sie daran nicht gehindert, aber jetzt im Winter wäre sie halb erfroren in ihrem leichten Kleidchen. Da hatte ich in einer Trödelbude einen schönen Tuchmantel ausfindig gemacht, und dachte mir gleich, das wäre so recht etwas für die Mutter. Er war zwar ein bißchen verschossen, und mußte hie und da ausgebessert werden, aber dafür kostete er auch nicht viel, und die Schwestern würden die kleinen Schäden bald beseitigt haben. Nun, es sollte nicht sein, und wir sind auch darüber schon getröstet. Weihnachten kommt über's Jahr wieder, und dann glückt es vielleicht besser. Wenigstens wollen wir uns dann mit unserem Gelde, wenn wir etwas verdienen, besser vorsehen.“

„Das wird gescheit sein, Fritz,“ sagte die Dame lächelnd. „Aber weiter. Was sollten deine beiden Schwestern bekommen?“

„Die? Bekommen eigentlich nichts. Lieschen wollte gern nähen und sticken lernen, und wünschte sich nur die nöthigen Geräthschaften dazu; Anna dagegen hätte gern gelernt, künstliche Blumen zu machen, was vielleicht ein paar Thaler Lehrgeld gekostet haben würde. Nun, später, wenn ich nur wieder erst etwas verdienen kann, wird schon noch Rath geschafft werden.“

„Nun, das sind ja lauter bescheidene Wünsche und nützliche obendrein,“ sagte die Dame. „Jetzt zu dir, Fritz. Wonach trugst du Verlangen?“

Fritz erröthete von Neuem, da er von sich selber sprechen sollte, doch auf liebereiches Zureden brachte er

endlich heraus, daß er für sein Leben gern die Hobelbank von Meister Wohler gehabt hätte.

„Eine Hobelbank?“ fragte der Offizier. „Und was hättest du damit anfangen wollen?“

„Nun, Meister Wohler meint, ich hätte ein wenig Geschick zum Anfertigen von allerlei feinen Tischlerarbeiten,“ antwortete Fritz. „Solch ein Kästchen gnädige Frau, wie hier auf dem Tische steht, hab' ich auch einmal gemacht, und Meister Wohler sagte, es sei ganz leidlich gerathen.“

„Ein Kästchen, wie dieses hier, mit der eingelegten Arbeit?“ fragte die Dame verwundert und zweisehend.

„Ja, ja,“ versetzte Fritz. „Ein wenig größer war es, und noch ein wenig mehr verziert, aber sonst gleich es diesem so ziemlich.“

„Und was hast du damit gemacht?“

„Meister Wohler hat es an einen Kunden verkauft, und da kamen nicht nur die Auslagen heraus, sondern auch noch ein paar Thaler mehr für die Arbeit.“

„Und wie lange hättest du daran gearbeitet?“

„So etwa vier Wochen, denk' ich.“

„Da hättest du aber wenig verdient in den vier Wochen, Fritz.“

„Ja, gnädige Frau, ich habe nicht die ganzen Tage dabei zugebracht, ei behüte, nur manchmal so des Abends ein paar Stunden. Wenn ich dabei bleiben könnte, ich würde in drei, vier Tagen solch ein Kästchen fertig machen.“

„Da wär' ich doch wirklich neugierig! Höre, Fritz, wenn du in den Besitz der Hobelbank gelangen solltest, so verfertige mir solch ein Kästchen, ich werde es dir gut bezahlen!“

„Ach, daran ist ja vorderhand nicht zu denken.“ erwiderte Fritz, und schüttelte den Kopf. „Bedenken Sie nur, das viele Geld nur für die Hobelbank allein. Ich könnte das Kästchen allenfalls bei Meister Wohler machen, aber auch das wird kaum angehen, da er sein ganzes Geräth so bald wie möglich verkaufen möchte, und deshalb schon mit Jemand in Unterhandlung steht. Aber später einmal, gnädige Frau, wenn es mir glücken sollte, — ja dann soll gewiß ein solches Kästchen für Sie meine allererste Arbeit sein.“

„Gut, ich nehme dies als ein Versprechen, Fritz, und hoffe, du wirst es nicht vergessen,“ sagte die Dame. „Geh' jetzt nur wieder nach Hause. Ich werde deiner mit Vergnügen eingedenk bleiben, und vielleicht hörst du bald wieder von mir. Adieu!“

Sie reichte ihm die Hand hin, die Fritz ehrerbietig an seine Lippen drückte. Dann, nachdem er sich für die freundliche Aufnahme bedankt und auch dem Offizier seine Achtung bezeugt hatte, ging er. Der Offizier begleitete ihn bis in das Vorzimmer, und drückte ihm Etwas in die Hand.

„Für die Versäumnis, Fritz,“ sagte er. „Ich habe dich den Nachmittag von deinen Beschäftigungen abgehalten, und da muß ich dir schon eine Vergütung zukommen lassen. Adieu, und der Himmel erhalte dir deinen treuen, heiteren Sinn!“

Noch einmal winkte er ihm freundlich zu, und Fritz taumelte auf die Straße hinaus. Es war ihm sonderbar wohl zu Muth, denn die Güte und Freundlichkeit, mit welcher er in dem vornehmen Hause aufgenommen und behandelt worden war, hatte ihm das Herz erwärmt.

„Frize, du siehst ja so heiter aus, als ob du das große Loos gewonnen hättest!“ rief ihn ein vorübergehender Bekannter an.

Friz hörte ihn kaum. „Da ist's keine Kunst, vergnügt zu sein, wenn's Einem so gut geht!“ murmelte er vor sich hin, und ging weiter, um der Mutter und den Schwestern zu erzählen, was er Frohes erlebt hatte. Aber noch einmal hielt er seine Schritte an, und fragte einen Briefträger, ob er nicht wisse, wer in dem großen schönen Hause wohne, das er ihm mit dem Finger bezeichnete.

„In welchem Stockwerk?“

„Eine Treppe hoch.“

„Der General von Erlenstein,“ sagte der Briefträger und trabte weiter.

„Erlenstein also! Erlenstein!“ murmelte Friz wieder vor sich hin. „Nun weiß ich wenigstens, wie mein Wohlthäter heißt, und diesen Namen werde ich in meinem Leben nicht wieder vergessen.“

Auf einmal fiel ihm das Papier wieder ein, welches ihm der General beim Abschiede in die Hand gedrückt hatte. Er öffnete es, und ein blankes Goldstück bligte ihm mit gelbem Glanze entgegen. Kaum konnte er einen Ausruf freudiger Ueberraschung unterdrücken, der ihm schon auf den Lippen schwebte.

Oh, der gute, gute Herr! Viel zu viel des Guten that er uns! sagte er leise, während seine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. „Wie kann ich ihm meine Dankbarkeit beweisen? Aber ich weiß es schon! Ich werde seiner Gemahlin ein Kästchen arbeiten! Wenn Meister Wohler sein Geräth schon verkauft hat, gehe ich zu einem anderen Tischler, und bitte ihn so lange,

bis er mir erlaubt, ein paar Tage in seiner Werkstatt zu arbeiten. Ja, das will ich! Und nun zur Mutter! Die wird sich einmal freuen, wenn ich ihr Alles erzähle, was mir begegnet ist!“

Spornstreichs rannte er durch die nun schon dunkeln Straßen und kam athemlos zu Hause an. Mutter und Schwestern theilten seine Freude, und der Tag, welcher so schwer und mit fast hoffnungsloser Traurigkeit begonnen hatte, endigte auf die heiterste Weise.

„Wir haben's wieder einmal erfahren, wie nahe zuweilen Leid und Glück beisammen liegen,“ sagte die Mutter noch vor dem Schlafengehen, — „und darum sollte der Mensch nie verzagen, wenn er in Noth geräth, vorausgesetzt, daß er nicht selber schuld daran ist. Laßt uns dem Herrn danken, liebe Kinder, denn er hat Alles wohl gemacht und väterliche Fürsorge für uns getragen!“

Am anderen Tage ließ es Fritz keine Ruhe, er mußte zu Meister Wohler, um Erkundigungen einzuziehen, ob er wohl seine Werkstätte und sein Werkzeug auf etliche Tage benützen dürfe? Der alte Mann schloß noch, und die Magd wollte ihn nicht wecken.

„Komme gegen zehn Uhr wieder, Fritz,“ sagte sie. „Dann hat er gefrühstückt und ist in guter Laune.“

Fritz kam um zehn Uhr wieder, konnte aber den Meister abermals nicht sprechen. Ein Bote war kurz vorher gekommen, und hatte ihn in die Stadt gerufen, wohin wußte die Magd nicht zu sagen.

„Mittags wird er schon wieder da sein,“ meinte sie.

Fritz mußte sich bis Mittag gedulden, obgleich es ihm gar nicht recht war. Doch ließ er es sich nicht verdrießen, den Gang zum dritten Male zu machen,

und jetzt endlich traf er Meister Wohler an, und konnte seine Bitte vorbringen.

„Herzlich gern gewährt, Fritz, wenn es anginge,“ antwortete der freundliche Alte mit einem eigenthümlichen Schmunzeln, daß beinahe wie Schadenfreude aussah, — „aber du kommst zu spät! Ich habe heute Vormittag den ganzen Kram in der Stadt verkauft, und muß gewärtig sein, daß er jeden Augenblick abgeholt wird. Doch ich will ein Wort mit dem neuen Besitzer reden, wahrscheinlich gestattet er dir, was ich dir nicht mehr gestatten kann. Warte nur bis heute Abend. Vielleicht bekommst du noch eher Nachricht.“

Mit getäuschter Erwartung ging Fritz davon, und wollte fast ein wenig verdrießlich werden, daß er nicht gleich auf der Stelle das Kästchen für die Frau Generalin anfangen konnte. Indes, aufgeschoben war ja nicht aufgehoben, und bis zum Abend konnte er sich schon gedulden. Zu seiner Ueberraschung sollte er aber auch nicht einmal so lange warten, denn er befand sich kaum eine Stunde zu Hause, als ein Rollwagen vorgefahren kam und vor seiner Thüre anhielt. Unmittelbar darauf trat Meister Wohler in's Zimmer, und nickte Fritz lächelnd zu.

„Na, freue dich, Fritz, sagte er. „Draußen auf dem Rollwagen liegt meine ganze Werkstätte, und der neue Besitzer heißt Fritz Heiter, wenn du ihn vielleicht kennst. Ich habe Auftrag, den ganzen Kram an ihn abzuliefern, und bezahlt ist er auch schon bei Heller und Pfennig.“

Fritz wurde ganz blaß. „Das kommt vom Herrn General von Erlenstein!“ schrie er laut. „Oh, der

liebe, gute Herr! Nicht wahr, Meister Wohler, der Herr General schickt Sie?“

„Ich soll's eigentlich nicht verrathen,“ versetzte der freundliche alte Mann, „aber da du von selber auf die Spur kommst, so bin ich außer Schuld. Jetzt geschwind nur, Fritz, wohin sollen wir die Sachen bringen? Ablader sind draußen, und du brauchst nur zu sagen, wo Platz ist.“

„Oben in meiner Stube! Da ist wenigstens für die Hobelbank Platz genug, und was nicht hineingeht, bringen wir auf dem Boden unter! Ach Gott, der gute liebe Herr! Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht!“

„Nur ruhig, Fritz! Ruhig!“ redete Meister Wohler zu. „Zubele und freue dich nachher, jetzt müssen wir erst abpacken, denn die Leute werden nicht allzu viel Zeit übrig haben. Geh' mit hinaus und hilf ein wenig.“

Fritz sprang und tanzte vor Freuden, und griff dabei doch so wacker zu, daß nach weniger als einer Stunde Hobelbank und Alles im kleinen Hause untergebracht war. Der Wagen fuhr davon, Meister Wohler blieb aber noch ein Weilschen, um ein wenig zu helfen, Ordnung zu machen und jedem Werkzeuge seinen richtigen Platz anzuweisen. Noch waren er und Fritz eifrig beschäftigt, als plötzlich Lieschen von unten herauf rief, daß Fritz doch nur geschwind einmal herunterkommen möchte.

„Was ist denn geschehen, Lieschen?“ fragte Fritz zurück. „Hat es nicht Zeit?“

„Nein, nein, komm' nur geschwind!“ rief Lieschen. „Ach, die Freude! Nein, es ist zu schön!“

„Nun, da bin ich doch wirklich begierig!“ sagte

Fritz. „Kommen Sie mit, Meister Wohler. Wir müssen doch sehen, was die Mädchen Schönes haben!“

Sie stiegen die Treppe hinunter und gingen in die Stube. Da saß die Mutter in Thränen, und die beiden Schwestern, Lieschen und Anna, lachten und weinten durch einander.

„Aber was, um Gottes willen, gibt es denn?“ sagte Fritz, der nur Augen für die Thränen der Mutter hatte.

„Siehst du denn nicht, Fritz?“ rief ihm Schwester Anna zu. „Da schau’ doch, was uns bescheert worden ist! Da, da!“

Nun erst erblickte Fritz, was Alle in so große Aufregung versetzt hatte. Auf dem Tische lagen verschiedene Kleidungsstücke, ein schöner Mantel, Mädchenkleider, Tücher, Schürzen und Röcke, und voller Verwunderung schlug Fritz die Hände zusammen, und starrte die schönen Sachen an.

„Das muß ich sagen!“ stammelte er endlich. „Nun kann ich erst begreifen, warum Ihr so ganz aus dem Häuschen seid! Die herrliche, liebevolle Frau! Wißt Ihr denn wohl, woher das Alles kommt? Aus demselben Hause und von derselben Hand, die auch mich schon so reich beschenkt hat. Die Frau Generalin schickt die schönen Sachen! Ach Gott, ach Gott, darum fragte sie mich gestern so aus, darum! Nein, das ist zu, zu viel! Sieh’ doch nur, Mutter! Sieh’ den schönen Mantel! Er ist viel, viel schöner, als den ich dir zu Weihnachten kaufen wollte! Und diese Kleider, die sind für Euch, Mädchen! Da könnt Ihr lachen! Ich weiß selber gar nicht, was ich vor Freuden anfangen soll!“

„Und das ist noch nicht einmal Alles, Fritz,“ sagte Lieschen. „Da sieh' das schöne Näh-Gut! Es war in Papier eingeschlagen, und oben darauf stand geschrieben: ‚Für Lieschen!‘“

„Und sieh' das hier,“ jubelte Anna, — „Alles beisammen, was man zum Blumenmachen braucht, und ‚für Anna‘ steht auf dem Packet.“

„Und zu alledem noch ein Brief, hier ist er, Fritz! Lies ihn,“ sagte die Mutter. „Diese Leute müssen wahre Engel Gottes sein!“

Fritz las.

„Meine liebe Frau Heiter!“ lautete das Schreiben, „ein glücklicher Zufall, der anfänglich recht unglücklich für Sie zu sein schien, hat mich mit einigen Ihrer Bedürfnisse bekannt gemacht. Nehmen Sie die Kleinigkeiten, welche ich Ihnen hiemit übersende, freundlich an. Wenn sie Ihnen Freude machen, so denken Sie daran, daß Gott oft zu unserem Besten dienen läßt, was wir erst für eine große Widerwärtigkeit halten. Für Ihre Töchter Lieschen und Anna habe ich Lehrerinnen ausfindig gemacht, welche dieselben unentgeltlich unterrichten werden. Die Adressen liegen bei, und Ihre Töchter können Sie morgen schon den Unterricht beginnen lassen. Gott segne Sie und lasse Sie noch viele Freude an Ihren Kindern erleben. Danken Sie nicht mir, sondern dem, von dem alle Güte kommt. Die Generalin Erlenstein.“

Wer könnte das Glück beschreiben, welches die Herzen der so reich beschenkten armen Leute schwellte, und mit Dank gegen Gott und ihre Wohlthäter erfüllte? Fritz wollte gleich fort, um dem Herrn General und

seiner Gemahlin seinen Dank auszusprechen, aber Meister Wohler hielt ihn zurück.

„Nicht so schnell, Fritz,“ sagte er. „Hier steht: „Danken Sie nicht mir, sondern dem, von dem alle Güte kommt.“ Das scheint mir nicht so eine bloße Redensart zu sein, denn auch der Herr General, als er mir die Werkstätte für dich abkaufte, schärfte mir ernstlich ein, dich weiter nicht wissen zu lassen, von wem sie komme. Außerdem kenn' ich die Herrschaften, denn ich habe mich nach ihnen erkundigt. Sie thun viel Gutes an Armen, Schwachen und Kranken, die es verdienen, aber, ächt christlich, lassen sie die Linke nicht wissen, was die Rechte thut. Darum bezähme dich, Fritz, denn es wäre ihnen vermuthlich gar nicht recht, wenn du zu danken kämest.“

„Aber sie müssen uns ja für schändlich undankbar halten, wenn wir ihre Wohlthaten so schweigend hinnehmen wollten,“ erwiderte Fritz eifrig. „Nein, das darf nicht sein, Meister,“

„Laß du mich nur machen, Fritz,“ entgegnete Meister Wohler. „Ich gehe morgen in die Stadt zum Herrn General, um zu melden, daß Alles von mir richtig abgeliefert ist, und da will ich schon ein Wortchen von dir mit einfließen lassen. Außerdem hat der Diener, der die Sachen da brachte, gewiß die Freude gesehen, mit der sie empfangen worden sind, und wird ebenfalls seiner Herrschaft Bericht abstatten. Und endlich, bleibe bei dem, was du dir vorgenommen hast, mache eine hübsche Arbeit für die Frau Generalin, und dann hat sie den Beweis, daß du nicht undankbar bist, sondern ihre Güte im innersten Herzen empfindest. Das genügt, Fritz, glaube mir!“

„Nun denn, so will ich Ihnen folgen, Meister,“ sagte Fritz. „Aber ein Kästchen will ich machen, so schön ich es nur zu Stande bringen kann. Das soll gewiß geschehen, so wahr ich jeden Augenblick mein Leben für unsern Wohlthäter hingeben möchte!“

„Und ich,“ sagte Lieschen, „werde ihr die schönste Stickerie verehren, die mir gelingt!“

„Und ich den ersten Blumenstrauß, den ich zu verfertigen im Stande bin,“ fügte Anna hinzu, während die Mutter leise flüsterte. „Ich für mein Theil werde täglich beten für unsere Wohlthäter, und Gottes Segen auf sie herab sehen!“

Fünftes Kapitel.

Eine Verhaftung.

Es begann nun wieder eine glückliche zufriedene Zeit für die arme Familie, eine Zeit eifrigen Fleißes und regen Schaffens. Lieschen und Anna besuchte regelmäßig die Lehrstunden, welche die Frau Generalin ihnen zugänglich gemacht hatte, und Fritz arbeitete von früh bis spät an dem für seine Wohlthäterin bestimmten Kästchen. Er verwendete jede mögliche Sorgfalt darauf, entwarf die zierlichsten Zeichnungen, führte sie in eingelegter Arbeit mit Silberplättchen und Perlmutter aus, und hatte nach vierzehn Tagen ein wahres kleines Meisterstück fertig gebracht, das sogar Mei-

stet Wohler, nachdem er es mit Kennerblicken geprüft, für ein wirkliches Kunstwerk erklärte.

„Du hast Geschmack und Geschick, Fritz,“ sagte er. „Die Frau Generalin wird sich freuen über das schöne Geschenk, mit dem du alle Ehre einlegen wirst.“

Fritz war seelenvergnügt. Er schlug das Kästchen in ein sauberes Tuch ein, zog seine besten Kleider an, und machte sich auf den Weg nach der Stadt. Im Hause der Frau Generalin angekommen, ließ er sich anmelden, und wurde sogleich vorgelassen. Er fand außer seiner Wohlthäterin noch mehrere Damen im Zimmer, welche den bescheidenen Burschen mit freundlicher Theilnahme betrachteten, da sie von der Frau Generalin schon einige Mittheilungen über ihn empfangen hatten. Fritz stammelte einige Worte, welche seine Dankbarkeit ausdrücken sollten, und überreichte dann der Frau Generalin das Kästchen. Sie entfernte das Tuch davon, und ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung erschallte, als die zierliche, schöne Arbeit, von ihrer Hülle befreit, auf dem Tisch stand. Fritz freute sich, wie ein König, als er bemerkte, wie sehr sein Geschenk den Damen, und besonders der Frau Generalin gefiel.

„Und das hast du wirklich ohne fremde Hülfe, mit eigenen Händen gefertigt, Fritz?“ sagte die Letztere, nachdem das Kästchen genugsam bewundert worden war. „In der That, das ist ein schöner Beweis deines Fleißes und deines Talentes, und du hast mir eine große Freude durch dieses Geschenk bereitet. Ich nehme es dankbar an, aber du darfst dich dagegen nicht weigern, auch von mir anzunehmen, was dich das Kästchen an Auslagen gekostet hat. Deine Arbeit will

ich dir nicht bezahlen, sondern nur die Kosten für Ebenholz, Silber und Perlmutter, damit du gleich wieder ein neues kleines Kunstwerk anfangen kannst.“

Fritz weigerte sich zwar, aber er wurde von den Damen überstimmt, und mußte es dulden, daß ihm die Frau Generalin ein Goldstück in die Tasche schob. Verschüchtert und erröthend wollte er sich nun entfernen, aber die Damen gaben es noch nicht zu. Sie bewunderten immer noch die zierliche und geschmackvolle Ausführung seiner Arbeit, und jede wollte ein eben solches, oder doch ein ähnliches Kästchen von ihm haben. Fritz gab natürlich höchst erfreut seine Bereitwilligkeit zu erkennen, die Aufträge auszuführen, und Jede von den Damen bezahlte ihm gleich ein Goldstück voraus, damit er seine Einkäufe des Materials besorgen könne. Sie selbst bestimmten den Preis für jedes Kästchen auf drei Goldstücke, und Fritz konnte wohl damit zufrieden sein, denn er verdiente mehr als ein ganzes Drittheil von dieser Summe. Er schrieb sich Namen und Wohnung der Damen auf, und versprach, recht fleißig zu sein, um die Kästchen baldmöglichst abliefern zu können. Dann empfahl er sich, wurde freundlich entlassen, und kehrte ganz beseligt zu seiner Mutter zurück, um ihr sein gutes Glück mitzutheilen.

„Nun ist uns auf lange Zeit hinaus geholfen, Mütterchen,“ sagte er. „Benigstens den Winter über brauchen wir uns keine Sorge mehr zu machen, denn meine Arbeit wird mir so gut bezahlt, daß noch zum Frühjahr etwas von meinem Verdienste übrig bleiben wird. Bis dahin können aber auch die Schwestern genug gelernt haben, um ihrer Hände Arbeit zu verwerthen, und für mich finden sich wohl auch neue Auf-

träge. Nur keine Angst und keinen Kummer mehr, Mütterchen! Immer lustig und heiter, das sei unser Lösungswort!“

„Und Dankbarkeit gegen Gott unser stetes Gefühl,“ sprach die Mutter mit gefalteten Händen, und erhob ihren Blick zum Himmel. „Wir wollen nimmer vergessen, wie sichtbarlich der Herr sich unserer Armuth erbarmt und angenommen hat!“

„Gewiß nicht, Mütterchen!“ entgegnete Fritz. „Aber wenn ich mich nun so recht vergnügt und heiter fühle, das ist ja auch eine Art Dankgebet an den lieben Gott. Wenigstens denk' ich mir's so, und der gütige Vater im Himmel, der in die Herzen der Menschen schaut, wird mich gewiß verstehen!“

„Ja, Fritz, wenn du es so meinst, so singe, lache und juble in Gottes Namen,“ erwiderte die Mutter lächelnd. „Gott ist uns freilich nicht darum gnädig gewesen, daß wir trauern sollten, sondern daß wir in Fröhlichkeit seine Güte preisen. Eine solche Fröhlichkeit ist ihm sicherlich angenehm!“

So waren sie denn heiter und guter Dinge, — Alle, Mutter, Bruder und Schwestern, — und in dem kleinen Häuschen glänzte Alles, wie Sonnenschein, wenn es draußen auch stürmen und schneien mochte. Lischen und Anna machten wackere Fortschritte in ihren Lehrstunden, und Fritz hobelte, schnitzte, leimte und zeichnete, daß es eine Lust war, ihm zuzusehen. Die Bestellungen, die er von den Damen bei der Frau Generalin empfangen hatte, blieben nicht die einzigen. Die Damen nahmen Theil an der wackeren, fleißigen Familie und rühmten ihre bescheidene Thätigkeit in allen Kreisen ihrer Gesellschaft. Fritz kam förmlich in

die Mode, wie man so zu sagen pflegt, und alle Welt wollte Schmuckkästchen oder andere zierliche ausgelegte Kunsttischlerarbeit von ihm haben. Da gab es für ihn vollauf zu thun, und er mußte selbst die Abende und halben Nächte zu Hülfe nehmen, um allen Anforderungen an seine Geschicklichkeit Genüge leisten zu können; aber das war ihm ganz und gar nicht unangenehm. Vielmehr hatte man ihn noch niemals stets so vergnügt und heiter gesehen, als gerade in dieser Zeit, wo er mit Arbeit überhäuft wurde, und manches fröhliche Liedchen sang er an seiner Hobelbank, während er Hobel, Meißel oder Schnitzmesser führte. Wie die Arbeit, so vermehrten sich auch die Einnahmen; auch die Schwestern verdienten bald einen mäßigen Wochenlohn, der sich mit der Zeit allmählig erhöhen mußte, und so kam es, daß die Mutter nach und nach wieder einen kleinen Schatz ansammeln konnte, den sie jetzt aber sorgfältiger verwahrte, als den früher entwendeten, von welchem, trotz allem Nachforschen der Polizei keine Spur wieder zum Vorschein kam. Indes, dieser Verlust war verschmerzt, und um so vollständiger verschmerzt, als er doch im Grunde die Ursache zu dem jetzigen bescheidenen Glücke unserer armen Familie gewesen war. Fritz sprach schon wieder in scherzhafter Weise von dem Ankaufe des Häuschens, die Schwestern stimmten lachend mit ein, die Mutter lächelte über die Phantasie-Schlösser der Kinder, die wohl ewig in die Luft gebaut bleiben würden, und Keines von Allen machte sich trübe Gedanken über die Zukunft. Sie schienen ihnen so lächelnd und heiter, wie der blaue Himmel über ihnen, und in ihren Herzen sproßte, blühte und jubelte die froheste Zuversicht.

Mit dem beginnenden Frühlinge hatten auch Lieschen und Anna ihrem Danke gegen die Frau Generalin einen Ausdruck gegeben. Lieschen hatte ihr eine schöne Stiderei, Anna ihr ein wunderschönes selbstverfertigtes Bouquet von künstlichen Blumen überreicht, und die Folge davon war gewesen, daß auch die beiden Mädchen eine Menge Aufträge von den Bekannten der Frau Generalin erhielten, so viele, daß sie auf Monate hinaus zu thun hatten, ehe sie damit fertig werden konnten. Kurz, Alles ging so gut, daß Fritz meinte, jetzt sei es wahrhaftig keine Kunst mehr, heiter und fröhlich zu sein, da auf einmal, wie ein Blitz aus unbewölktem Himmel trat ein Ereigniß ein, das aller Fröhlichkeit ein plötzliches und schmerzliches Ende zu machen drohte.

Eines Tages nämlich wurde Fritz zu einer vornehmen, reichen Dame, einer englischen Lady, beschieden, welche ihm einen Auftrag zu geben beabsichtigte. Er begab sich zu der bestimmten Stunde zu ihr. Die Lady empfing ihn mit kaltem Gleichmuth, erwiderte kaum seinen ehrerbietigen Gruß, und zeigte ihm einen kleinen, äußerst kunstvoll gearbeiteten, mit ausgelegten Verzierungen reich bedeckten Schrein von Ebenholz.

„Betrachten Sie diesen Schrein,“ sagte sie zu Fritz. „Ich wünsche einen ähnlichen, wo möglich ganz gleichen zu haben. Vertrauen Sie sich, ein Kunstwerk, wie dieses, herzustellen? Ich werde Sie gut für die Arbeit bezahlen, wenn Sie sie leisten können.“

Fritz besah genau die Arbeit des Schreines. Sie war allerdings sehr kunstvoll und schön, aber er zweifelte dennoch nicht, etwas Aehnliches zu leisten, da er nun bereits viele Uebung in derlei Arbeit erlangt hatte.

„Ja, gnädige Frau, ich getraue mir's schon,“ erwiderte er bescheiden, „aber es wird allerdings viele Mühe kosten, und ich müßte Sie bitten, mir diesen Schrein da als Muster so lange anzuvertrauen, bis ich den neuen fertig gemacht habe. Unmöglich kann man diese Verzierung nachahmen, ohne das Vorbild selbst dazu zu benutzen.“

„Gut, ich werde Ihnen den Schrein anvertrauen,“ versetzte die Lady. „Wie viel Zeit glauben Sie zur Anfertigung einer Nachbildung zu bedürfen?“

„Mindestens vier Wochen, wenn die innere Einrichtung der Außenseite entspricht,“ antwortete Fritz.

Die Lady öffnete die kleinen Flügeltüren des Schreines, und nun kamen zwei Reihen kleiner Schubkasten zum Vorschein, deren vordere Seite ebenfalls zierlich mit ausgelegter Arbeit und Bildschnitzerei geschmückt war. Fritz erstaunte über die schönen, kunstreichen Verzierungen, und betrachtete den Schrein mit erhöhtem Interesse.

„Das ist in der That ein herrliches Stück,“ sagte er nach einem Weilschen. „Aber gleichviel, ich will es nachahmen versuchen, und mein Bestes dabei thun. Ich darf den Schrein gleich mitnehmen, gnädige Frau?“

„Ja,“ erwiderte die Lady. „Nur will ich vorher die Kästchen ausleeren.“

Sie öffnete die Schubfächer, und Fritz wurde fast geblendet, als ihm eine Menge kostbarer Schmucksachen mit funkelnden Edelsteinen daraus entgegen bligten. Die Lady schüttelte sie achlos auf den Tisch aus, wo sich nun ein kleiner Hügel von Diamanten, Rubinen Saphiren und Smaragden erhob. Fritz hielt den Athem an. Eine solche Masse herrlicher Juwelen hatte er

noch nie besammen gesehen, und kaum vermochte er einen Ausruf der Verwunderung zu unterdrücken.

„So,“ sagte die Lady, als die Schubkästchen alle leer waren, — „bringen Sie den Schrein wieder in Ordnung, und nehmen Sie ihn mit. In vier Wochen also hoffe ich ihn mit dem neuen zurück zu erhalten.“

Fritz gehorchte schweigend, und schob die Kästchen, welche bunt auf dem Tische umher lagen, wieder in die betreffenden Fächer. Dieß dauerte ein Weilchen, weil nicht jedes Kästchen gleich passen wollte, und, ungeduldig über die Verzögerung drehte ihm die Lady den Rücken zu, und ging nach einer Fensternische. Endlich wurde Fritz fertig, nahm den Schrein, der ziemlich schwer war, in seinen Arm, und entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung, welche die Lady nur mit einem nachlässigen Kopfnicken erwiederte.

„Sie ist sehr stolz, die vornehme Frau,“ dachte Fritz, als er die Stiege hinunter ging. „Aber was kümmert's mich? Sie gibt mir Arbeit und wird sie gewiß gut bezahlen, wenn sie so reich ist, wie es den Anschein. Welche Menge von Gold und Edelsteinen! Die müssen mehr als hunderttausend Thaler werth sein!“

Auf der Straße angekommen, brach er sein Selbstgespräch ab, denn sie wimmelte von Fußgängern, Wagen und Reitern, und er mußte sich in Acht nehmen, um sich ohne Beschädigung des kostbaren Schreines durch das Getümmel hindurch zu winden. Als er ihn dann unversehrt nach Hause gebracht hatte, dachte er nicht weiter an die Juwelen der Lady, sondern widmete dem Schrein seine ganze Aufmerksamkeit, indem er ihn nochmals in allen seinen Theilen besichtigte, und

immer von Neuem die wunderschöne Arbeit desselben bewunderte.

„Es wird nicht leicht sein, das so genau nachzumachen, aber man muß sich Mühe geben,“ murmelte er zuletzt. „Der Schrein ist Goldes Werth, auch für mich, denn ich werde Manches von ihm lernen können, wovon ich bis jetzt keinen Begriff gehabt habe. Also nur frisch an die Arbeit. Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht gethan!“

Mit ungewöhnlichem Eifer ging Fritz an das Werk. Er suchte die besten Hölzer dazu aus, die glänzendsten Perlmutterstücke, das reinste Silber. Noch am nämlichen Tage schnitt er die Hölzer zurecht, und ließ einsteuhen die anderen Arbeiten ruhen, die weniger Eile hatten. Er betrachtete die Nachbildung des Schreines als ein Studium, das, wie er mit Recht hoffte, seinen späteren Arbeiten zu Nuzе kommen würde. Erst als die Dämmerung überhand nahm, legte er seine Werkzeuge bei Seite und ging aus seiner Werkstatt nach unten in das gemeinsame Zimmer, wo er Mutter und Schwestern fand. Seine Phantasie war so erfüllt von dem schönen Schreine, daß er am ganzen Abende fast von nichts Anderem sprach, und seine lebhafteste Freude darüber ausdrückte, mit einer so schönen Arbeit betraut zu sein. Mutter und Schwestern hinwiederum freuten sich seines Eifers, und Alle begaben sich endlich zufrieden zur Ruhe, ohne daß nur Eines von ihnen ahnte, welches schmerzliche und bittere Verhängniß der so vielbelobte schöne Schrein über sie bringen sollte.

Es mochte Mitternacht sein, als von außen heftig gegen die Thür des Häuschens gepocht wurde. Fritz

erwachte zuerst von dem Geräusch, und sprang aus dem Bette vor das Fenster, um es zu öffnen.

„Was gibt es?“ rief er hinaus. „Wer pocht hier?“

„Das wirst du bald genug erfahren, Bürschen,“ gab eine rauhe Stimme zur Antwort. „Jetzt nur vor allen Dingen aufgemacht, oder wir erbrechen die Thüre mit Gewalt. Weigere dich nicht — das ganze Haus ist umstellt, und keiner von euch wird ein Loch zum entwischen finden.“

„Es wird auch Keiner von uns an entwischen denken,“ versetzte Fritz, im Gefühl seiner Unschuld ein wenig gereizt durch die barsche Anrede. „Aber bevor ich öffne, muß ich wissen, wer in dieser Weise mitten in der Nacht Einlaß bei einer ruhigen Familie verlangt. Die Nacht ist so dunkel, daß ich nichts und Niemand zu erkennen vermag!“

„Kein Geschwätz weiter! Im Namen des Gesetzes, öffnet die Thür!“

Jetzt konnte der Aufforderung, die sich auf das Gesetz stützte, kein Widerstand mehr entgegen gesetzt werden.

„Wohlan, es soll sogleich geschehen,“ antwortete Fritz. „Ich bitte nur um einen Augenblick Geduld zum Ankleiden.“

Er verschwand vom Fenster, zündete ein Licht an, warf schnell die Kleider über, und eilte nach unten. Mittlerweile waren auch Mutter und Schwester erwacht, und kamen Fritz bleich und zitternd entgegen.

„Um Gottes willen, was bedeutet dies?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Fritz ganz ruhig und gefaßt, da er sich ja keiner Sünde, nicht einmal

eines Vergehens bewußt war. „Wie es mir scheint, sind es Polizei-Beamte, die Einlaß begehren. Wir müssen ihnen die Thüre öffnen, und das Weitere erwarten. Fürchte nichts, Mütterchen! Unser Leben ist rein, kein Vorwurf kann uns treffen, also am allerwenigsten eine Ahndung des Gesetzes. Horch, sie pochen wieder! Nur ruhig, Mutter! Ruhig, Schwestern! Dem Unschuldigen kann Niemand etwas anhaben, denn Recht und Gesetz gelten in diesem Lande!“

Ohne weiteres Zögern und festen Schrittes eilte er an die Thür, an welche von außen wieder heftig gepocht wurde, und öffnete sie. Ein Beamter und mehrere Polizeidiener in Uniform drangen sogleich in das Haus ein, und verschlossen die Thür wieder hinter sich.

„Habt Acht auf diesen,“ sagte der Beamte zu seinen Leuten, indem er auf Fritz deutete. „Er ist der Verdächtige, und die Untersuchung wird ausweisen, ob er der Schuldige ist.“

„Wessen Vergehens verdächtigt man mich?“ fragte Fritz entrüstet. „Ich bin unschuldig, Niemand kann mir etwas Unrechtes nachsagen!“

„Nicht räsonnirt, junger Mensch,“ fuhr ihn der Beamte an. „Ein Jeder spricht, er sei unschuldig, wenn er mit uns in Berührung kommt, — man kennt das schon, und weiß, was man darauf zu geben hat. Du bist jedenfalls der Bursche, dem Lady Wilsford einen Schrein zur Nachbildung übergeben hat?“

„Ja, der bin ich, und der Schrein steht in meiner Werkstatt oben,“ antwortete Fritz. „Soll ich ihn wohl gar entwendet haben?“

„Was du entwendet hast, wirst du am besten wissen,“ entgegnete der Beamte. „Doch das findet sich. Jetzt mache dich bereit, uns zu folgen.“

„Wohin?“

„Nun, wohin anders, als wohin du gehörst? In das Gefängniß!“

Mutter und Schwestern stießen ein Wehgeschrei aus. Selbst Fritz fuhr zurück und erblaßte, aber, wie immer, gewann er schnell seine Fassung wieder.

„Weine nicht, liebe Mutter,“ sagte er. „Beruhigt euch, Schwestern! Hier liegt nichts vor, als ein Mißverständniß, das sich unzweifelhaft schnell aufklären muß. Wessen ich angeklagt werde, weiß ich nicht, — aber das weiß ich, und kann es vor Gottes Angesicht behaupten, daß ich nichts gethan habe, worüber ich zu erröthen brauchte. Also keine Thränen mehr, Mutter. Laß uns getrost auf die Zukunft hoffen, denn Gott wird meine Schuldlosigkeit so gewiß an den Tag bringen, wie jeden Morgen die Sonne aufgeht.“

„Ich glaube dir, Fritz! Oh, nicht einen Augenblick könnte ich an dir zweifeln,“ erwiderte die Mutter mit halb erstickter Stimme, indem sie ihren Sohn mit beiden Armen umschlang und an ihren Busen drückte. „Aber die Menschen sind grausam, und wenn der Schein gegen dich spricht, so werden sie nicht auf die Stimme der Unschuld hören!“

„Dann wird der allmächtige Gott zu ihnen sprechen, und Seine Stimme werden sie vernehmen,“ entgegnete Fritz. „Denke zurück, Mutter, an Alles, was uns schon Trauriges und Schweres begegnet ist ohne unsere Schuld! Hat es der himmlische Vater nicht stets in Segen für uns umgewandelt? Meine Zuversicht steh

fest, es wird auch in diesem Falle so kommen. Darum bin ich gefaßt in meinem Gemüthe, und eher heiter als traurig in meinem Herzen! Nur eine kurze Geduld, und der Himmel wird uns über alle Trübsal hinaus helfen!“

„Genug des Geschwäges,“ fiel jetzt der Beamte ein. „Wir verlieren nur unnütz die Zeit. Vorwärts, junger Mensch, — wir müssen dich in das Gefängniß abliefern. Bist du unschuldig, um so besser für dich! Wo nicht, so wird die Strafe dich ereilen trotz aller Betherungen deiner Schuldlosigkeit. Vorwärts, vorwärts! Diesem Austritte muß ein Ende gemacht werden.“

Fritz gehorchte schweigend. Er packte das Wenige zusammen, was er im Gefängnisse zu bedürfen glaubte, umarmte die Schwestern, küßte die weinende Mutter, und riß sich von ihnen dann los mit den Worten:

„Verzaget nicht! Und was Ihr auch hören mögt, glaubet nichts weiter, als daß ich keine Sünde gegen Gott oder Menschen begangen habe!“

Hierauf wendete er sich zu dem Beamten und sagte ruhig:

„Jetzt bin ich bereit!“

Die Polizeidiener nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort. Das laute Wehklagen der Mutter und Schwestern schallte herzerreißend ihm nach und erreichte noch sein Ohr, als er über die Schwelle des Häuschens trat. Das Herz wollte ihm schwer werden. Dichte Finsterniß umgab ihn, die Nachtlust wehte ihn schauernd an, daß er zitterte. Aber unwillkürlich erhob er seine Augen zum Himmel, und siehe, ein glänzender Stern funkelte ihm entgegen, und sein heller

Schimmer erfüllte mit einem Male sein Herz wieder mit Trost und Kraft.

„Der den Sternen ihre Bahn zieht und die Welten lenkt, Er wird auch mein Schicksal lenken,“ murmelte er leise vor sich hin, und ging festen Schrittes mit den Polizeidienern nach dem Gefängnisse.

Die schweren Pforten des Kerkers klickten auf. Der Schließer nahm Fritz in Empfang, und leuchtete ihm mit einer Laterne in's Gesicht.

„Neue Waare!“ brummte er. „Ist noch nicht hier gewesen, wird aber auch nicht zum letzten Male da sein. Schade um das unschuldige Gesicht!“

Fritz antwortete nicht, sondern ließ Alles schweigend über sich ergehen. Das Kerkerthor schloß sich wieder hinter ihm, und der Schließer schritt voran über den schmalen Hofraum zu einem düsteren Gebäude, dessen Umrisse schwarz gegen den dunkeln Nachthimmel abstachen. Beide traten hinein, stiegen eine Treppe hinauf, und gingen über einen langen Corridor, an dessen Ende der Schließer eine schmale, mit Eisen beschlagene Thür öffnete.

„Hier ist dein Quartier!“ sagte er, und leuchtete mit der Laterne in eine enge Zelle hinein, in welcher nichts weiter befindlich war, als ein Bett, ein kleiner Tisch und ein Stuhl.

„Lege dich nieder und schlafe, wenn du kannst,“ fuhr der Schließer fort. „Ich will dir leuchten, bis du dich ausgezogen hast, und mittlerweile erzähle mir, was dir Kost und Logis bei mir verschafft hat.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Fritz einfach. „Man hat mich in der Nacht ergriffen, ohne mir irgend einen Grund dafür anzugeben.“

„Nun, ganz umsonst wirst du nicht hier sein,“ versetzte der Schließer. „Höre, mein Junge, dein unschuldigste Gesicht dauert mich, du thust mir leid, und darum will ich dir einen gut gemeinten Rath geben. Längne nicht, wenn du in's Verhör geführt wirst. Gesteh offen ein, was du begangen hast, und der Richter wird Mitleiden mit deiner Jugend haben, und dir die geringste Strafe auslegen. Längnen nützt dir doch nichts, und erbittert nur. Glaube mir, ich bin alt geworden als Schließer in diesem Gefängnisse, und kenne genau, wie Alles hergeht.“

„Aber ich habe nichts weder zu gestehen noch zu längnen,“ erwiderte Fritz im Gefühle seiner Schuldlosigkeit.

„Unsinn, Unsinn, mein Bürschchen!“ entgegnete der Schließer. „Für nichts und wieder nichts kommt man nicht hieher. Vertraue dich wenigstens mir an! Ich meine es gut mit dir.“

„Ich kann Ihnen nichts anvertrauen,“ sagte Fritz, „wahrhaftig nicht. Ich weiß nicht, weshalb ein Verdacht auf mir lastet, wessen Vergehens ich angeklagt worden bin. Ich weiß nur, daß ich nichts Unrechtes gethan habe.“

Der Schließer schüttelte mürrisch den Kopf und sah verdrießlich aus.

„Du bist auch nicht besser, als die Anderen, trotz deiner offenen unschuldigen Miene,“ brummte er. „Hab' es denn, wie du's haben willst. Wer nicht hören will, muß fühlen, und es sollte mich sehr wundern, wenn ich dir nicht bald eine andere Zelle anweisen müßte, wo du dich weniger gut, als hier befinden wirst. Nun,

wie du willst, wie du willst! Es thut mir fast leid, daß ich Mitleiden mit dir gehabt habe! Gute Nacht!“

Unwillig noch vor sich hin brummend und scheltend schlug er die Thür zu, verschloß und verriegelte sie von außen, und entfernte sich mit schweren, schlürfenden Tritten. Fritz stand allein in der Dunkelheit, losgerissen vom Herzen der Seinen, im Kerker. Dennoch zagte er nicht. Auf seine Kniee sank er, erhob seine Gedanken zu Gott, und betete, der Allmächtige möge seine Unschuld an den Tag bringen und seinen Lieben daheim Trost geben. In sich gestärkt und gefestigt stand er wieder auf und legte sich zum Schlummer nieder. Nicht lange brauchte er darauf zu warten. Der Himmel sendete ihm süße Träume. Er träumte von Beseitigung allen Verdachtes, von glänzender Losprechung, von Freiheit, von Zufriedenheit und Glück im Kreise der Seinen. Als er am Morgen erwachte und sich im Kerker wiedersand, schwanden freilich die schönen Traumbilder in Nichts dahin. Dennoch verzagte er nicht. Eine heitere Zuversicht erfüllte ihn, und lächelnd empfing er den Schließer, welcher zu ihm eintrat, um ihm ein kärgliches Frühstück zu bringen. Der Mann schüttelte wiederum verwundert den Kopf, und blickte fast zornig auf Fritz, den er für einen Heuchler und einen Meister in der Verstellungskunst zu halten geneigt schien. Als aber Fritz zu ihm trat, seine widerstrebende Hand ergriff, und in seiner treuherzigen Weise sagte: „Lieber Freund, zweifeln Sie nicht an mir, ich bin wirklich und wahrhaftig unschuldig!“ da flog es wie ein helles Wetterleuchten über die runzelvollen Züge des Alten, und sein Blick haftete mit sichtbarer Freude auf dem offenen Gesichte seines Gefangenen.

„Gott weiß, wie mir geschieht und was du mir anthust,“ sagte er endlich, — „aber ich fange wahrlich selber an, an deine Unschuld zu glauben, obgleich ich in dieser Beziehung sonst sehr ungläubig bin. Sage mir jetzt wenigstens, wessen du angeklagt bist, vielleicht kann ich dir nützlich sein.“

„Ich weiß es selber nicht, lieber Freund, ich habe es Ihnen ja diese Nacht schon gesagt,“ antwortete Fritz.

„Nun, wir wollen bald dahinter kommen,“ sagte der Schließer. „Ich muß dir glauben, denn so heiter, frei und offen hat noch Keiner von alle den jungen Spitzbuben ausgesehen, die man mir in Verwahrung gegeben hat. Verliere denn nur den Muth nicht! Bist du frei von Schuld, so wird es an den Tag kommen, und wenn auch die ganze Hölle gegen dich wäre!“

„Das hoffe auch ich,“ sagte Fritz leise, als der Schließer den Kerker verlassen hatte, und erwartete, im Vertrauen auf Gott und sein reines Gewissen, ruhig die Stunde, wo er vor seinen Richter geführt werden würde.

Sechstes Kapitel.

Das Verhör und seine Folgen.

Fritz sehnte die Stunde des Verhörs herbei, weil er doch endlich gern erfahren hätte, welches Vergehens man ihn eigentlich beschuldigte. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß es ihm leicht fallen würde, sich von jedem Verdachte zu reinigen und jeden Nebel zu zer-

streuen, welcher seine Schuldlosigkeit verhüllte und zweifelhaft machte. Er hatte ja nichts Böses begangen; unbegreiflich war es ihm, wie er überhaupt hatte verdächtig werden können.

Einige Tage mußte er vergeblich warten, endlich aber schlug zu seiner großen Freude doch die Stunde, die er so lebhaft herbei wünschte. Der Schließer kam eines Morgens und kündigte ihm an, daß er Auftrag habe, ihn vor den Untersuchungs-Richter zu führen.

„Gott sei Dank!“ rief Fritz heiter und aus vollem Herzen. „Nun muß ja endlich klar werden, was dunkel ist, und ich hoffe, daß wir einander, hier im Kerker wenigstens, nicht wiedersehen werden.“

„Das wünsch' auch ich von ganzer Seele, obgleich ich dich liebgewonnen habe,“ versetzte der Schließer. „Das Gefängniß ist immer ein schlechter Aufenthaltsort, mag man auch noch so unschuldig sein, und sich mit dem Bewußtsein trösten können, daß man nichts Böses gethan hat und keine Strafe verdient. Wer des Trostes bedarf, ist schon nicht zufrieden und glücklich. Aber komme nur, Fritz, wir wollen den Richter nicht warten lassen, denn er könnte verdrießlich werden. Tritt frei und offen vor ihn hin, beantworte jede Frage, welche dir vorgelegt wird, wahrheitsgemäß und mit Bescheidenheit, und Alles wird vielleicht gut gehen.“

Er schritt voran, und Fritz folgte ihm durch verschiedene Gänge und Corridore nach dem Gerichtszimmer.

„Hier ist es!“ flüsterte der Schließer ihm zu, indem er die Thür öffnete. „Muth! Jetzt gilt es!“

Fritz trat ein, heiter, sorglos, unbefangen, als ob er nicht zu einem Verhör, sondern geraden Weges seiner Freiheit entgegen ginge. Hinter einem mit grünem

Zu den bezogenen Tische saßen der Richter und ein Schreiber, welcher Letztere ein Päckchen unbeschriebenen Papiers vor sich liegen hatte. Der Richter schaute Fritz durch eine Brille scharf an. Fritz verneigte sich vor ihm und hielt seinen Blick vollkommen ruhig aus, ohne zu erröthen oder sonst ein Zeichen innerer Bewegung zu geben.

„Sehr feck und dreist,“ murmelte der Richter vor sich hin. „Man wird seine Noth mit ihm haben.“

Fritz verstand diese leise gebrumnten Worte nicht, doch bemerkte er wohl den finsternen und abschreckenden Ausdruck in den vergilbten Zügen des Richters, und wendete sein Auge von ihm auf seine Umgebungen. Zu seiner Ueberraschung bemerkte er, daß außer ihm auch noch zwei Damen vor den Schranken standen. Eine von ihnen war ihm unbekannt, in der anderen erkannte er auf den ersten Blick die Lady wieder, welche ihm die Anfertigung des Schreines übertragen hatte. Er verneigte sich tief vor ihr, doch sie erwiderte seine Verbeugung nicht, warf nur einen kalten, abstoßenden Blick auf ihn, und wendete ihm den Rücken zu, um mit ihrer Begleiterin, vermuthlich einer Dienerin, leise zu flüstern.

„Was mag sie hier wollen?“ fragte sich Fritz. „Dies ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, wie mir scheint.“

Er hatte keine Ahnung davon, in welcher Beziehung die Dame zu seiner Verhaftung stand, aber bald sollte es ihm, zu seinem Entsetzen, klar werden.

Der Richter räusperte sich jetzt, setzte sich in seinem Lehnstuhle zurecht, und legte Fritz mehrere Fragen über Herkunft, Alter und Gewerbe vor, welche von ihm klar

und deutlich beantwortet, und von dem Schreiber zu Protokoll genommen wurden. Hierauf wendete sich der Richter auf einmal mit strenger Miene gegen Fritz, schaute ihn durch seine Brille durchbohrend an, und fragte:

„Du weißt ohne Zweifel, Bursche, weshalb du vor diese Schranken gerufen bist?“

„Nein, Herr,“ erwiderte Fritz in bescheidener, aber völlig sorgloser Weise. „Ich weiß es nicht, aber ich möchte es gern erfahren.“

„Du willst also läugnen?“ sagte der Richter unwillig. „Läugnen, wo alle Umstände gegen dich sprechen, und du des begangenen Verbrechens schon so gut wie überführt bist? Hüte dich, Bursche! Das Lügen wird dir nichts helfen, sondern muß deine ohnehin schlechte Sache noch wesentlich verschlimmern. Außerdem bedenke wohl, daß wir Mittel genug haben, die verstocktesten Lügner zum Geständnisse zu bringen.“

„Ich habe nichts zu gestehen, wirklich nicht,“ antwortete Fritz treuherzig und ehrlich. „Ich bitte, sagen Sie mir endlich, warum ich eingesperrt worden bin. Wenn ich das erst weiß, wird es mir gewiß nicht schwer fallen, meine Unschuld darzuthun.“

„Der Richter und die Lady wechselten einen halb unwilligen, halb erstaunten Blick, und Beide schienen entrüstet über die Frechheit, mit welcher Fritz jede Bekanntschaft mit seinem Vergehen in Abrede stellte.“

„Höre mich aufmerksam an, Bursche,“ begann der Richter nach einem Weilchen wieder. „Deine Verstellung und Heuchelei bringen dich hier nicht durch. Niemand als du kann den Diebstahl begangen haben. Gesteh deine Schuld ein, gib die entwendeten Gegen-

stände zurück, und in Rücksicht auf deine Jugend, und weil Mylady nicht auf einer strengen Strafe besteht, sondern nur ihr Eigenthum wieder in Besitz nehmen will, soll dir die geringste Strafe zuerkannt werden, welche das Gesetz gestattet. Aber keine Lüge mehr! Offenes Geständniß und Herausgabe des Gestohlenen!“

Fritz war todtensbleich geworden, als er das schreckliche Wort Diebstahl hörte. Entsetzen und Entrüstung zugleich malten sich auf seinem Gesicht. Er wankte einen Schritt zurück, als ob ihn ein heftiger Schlag getroffen hätte, und ein leiser Schrei des Jornes und Schreckens glitt über seine bebenden, zuckenden Lippen. „Ich ein Dieb! Ich eines Diebstahls beschuldigt!“ schrie es laut in ihm auf, und einen Augenblick drohten ihm die Sinne zu schwinden. Aber er fühlte wohl, daß er einer solchen schweren Beschuldigung gegenüber nicht die Fassung verlieren dürfe. Also raffte er sich zusammen, trat ganz vor an den Tisch, und sagte mit zitternder, vor Aufregung fast tonloser Stimme:

„Alles ist Lüge! Ich habe nichts zu gestehen! Meine Hände sind so rein, wie mein Gewissen! Es ist eine Schändlichkeit, solche Verläumdung gegen mich auszusprechen. Ich bin nur ein armer Knabe, aber ehrlich bin ich, und lieber wollte ich verhungern, als mich an fremdem Eigenthum vergreifen! Nehmen Sie Ihre Anklage zurück! Wer mich kennt, weiß wohl, daß ich eines Diebstahls nicht fähig bin!“

Thränen stürzten aus seinen Augen, seine Lippen zuckten, aber von seiner erhobenen Stirn und aus seinen Blicken strahlte die edle Entrüstung der Unschuld. Selbst auf den Richter übten seine Worte und seine Haltung einen gewissen Einfluß aus.

„He! He!“ murmelte er, „wenn man nicht so gewiß wüßte, wie die Sache steht, man könnte sich wahrhaftig versucht fühlen, an seiner Schuld zu zweifeln. Aber es ist ja doch Alles Lüge und Verstellung von dem Burschen. Wie, Mylady?“

„Unzweifelhaft!“ versetzte diese kalt und bestimmt. „Niemand, als dieser Mensch, kann den Diamantenschmuck entwendet haben, denn Niemand, als er, befand sich mit mir in dem Zimmer, als ich die Kästchen des Schreines ausleerte. Er muß den Diebstahl rasch und entschlossen begangen haben, während ich ihm für eine oder zwei Minuten den Rücken zugekehrte, und aus dem Fenster nach der Straße hinunter sah. In der ersten Viertelstunde nach seiner Entfernung bemerkte ich das Fehlen der Diamanten nicht. Erst als ich meine Schmucksachen ordnete, um sie auf die Seite zu legen, sah ich, daß gerade das Kostbarste fehlte. Der entwendete Schmuck hat einen Werth von zehntausend Thalern. Niemand kann ihn genommen haben, als dieser Mensch, denn Niemand hatte seit seiner Entfernung mein Zimmer betreten, als ich zu meinem Schrecken die Entdeckung machte. Dieser Mensch muß ein sehr verstockter Dieb sein, da er so frech zu läugnen wagt!“

Die Lady warf dem armen Fritz, der wie versteinert da stand, einen verächtlichen Blick zu. Die Beschuldigung hatte Fritz niedergeschmettert, — dieser Blick voll Verachtung gab ihm das Leben wieder. Wußte er doch, daß er diese Verachtung nicht verdient hatte.

„Mylady,“ sagte er feierlich, und jetzt zitterte seine Stimme nicht mehr, — „Gott verzeihe Ihnen, daß Sie diese Schmach über mein Haupt häufen. Vor Gottes Angesicht schwöre ich, daß ich so unschuldig bin an

Ihrem Verluste, wie dort die Sonne, die klar und rein am Himmel steht. Ich bin nicht fähig, eine solche schmachvolle Handlung zu begehen. Fragen Sie meine Nachbarn, fragen Sie Jedermann, der mich kennt, ob er mir eine solche Schlechtigkeit zutrauen würde? Nein, nein, Mylady, ich habe das nicht gethan, ich habe Sie nicht bestohlen!“

Die Dame blieb ungerührt; auch der Richter zuckte die Achseln. Offenbar war zu sehen, daß Niemand den Bethuerungen des armen Fritz Glauben schenkte.

„Es hilft dir nichts, daß du lügst und schwörst,“ nahm der Richter wieder das Wort. „Gesteh, wo du die Diamanten verborgen hast. Du mußt sie sehr gut versteckt haben, denn die genaueste und sorgfältigste Haussuchung hat nichts davon entdecken lassen.“

„Ja,“ entgegnete Fritz mit einem Anfluge von Bitterkeit, „sie sind so gut versteckt, daß ich selber sie nicht zu finden weiß! Genug der Schmach und Schande, mit der Sie mich überhäufen. Ich habe die Wahrheit gesprochen, und nichts weiter zu gestehen. Verschahren Sie nun mit mir nach Ihrem Gefallen, und wie Sie es vor Gott und dem Gesetz verantworten können. Ich werde auf keine Beschuldigung mehr antworten.“

„Unverschämter, man wird dich dazu zwingen und deinen Trotz zu brechen wissen,“ herrschte der Richter ihn an.

Er klingelte. Ein Gerichtsdiener erschien in der Thür, und fragte nach seinen Befehlen. „Der Büttel soll kommen,“ lautete die Antwort, und wenige Minuten nachher erschien der Büttel, eine stämmige Gestalt mit finsternem Blick und hartem Gesicht, in dem keine Spur von Mitleiden und Theilnahme zu lesen war.

„Halte Er sich bereit, Er wird vielleicht zu thun bekommen,“ sagte der Richter zu ihm, und wendete sich dann wieder an Fritz, indem er sprach: „Sieh' dir diesen Mann an, und den Rohrstock, den er in der Hand trägt. Auf einen Wink von mir wird er dir so viel Hiebe aufzählen, als ich für gut erachte, um dich zum Geständniß zu bringen. Freundschaftlich rathe ich dir, es nicht so weit kommen zu lassen, denn der Mann haut scharf zu, und schont nicht. Noch einmal, und merke wohl, zum letzten Mal in Güte frage ich dich: wohin hast du die Juwelen dieser Dame versteckt? Aus den Aussagen dieser Dame mußt du erkennen, daß ich keinen Zweifel an deiner Schuld hegen kann. Dennoch, und trotz deines bisherigen Läugnens will ich noch nicht hart gegen dich verfahren. Gesteh den Diebstahl ein, gib das Gestohlene heraus, und deine Strafe soll, in Anbetracht deiner Jugend, in Berücksichtigung der allerdings großen Versuchung, der du ausgesetzt wardest, und weil es das erste Mal ist, daß du dich vergangen hast, eine möglichst milde sein. Aber gesteh sogleich und ohne Zögern, oder — du siehst, der Büttel steht bereit!“

Fritz schauderte vor der Schmach zurück, mit der man ihn bedrohte, und aller Muth wollte ihm schwinden. Aber ein Aufblick nach Oben machte ihn wieder stark und fest.

„Ich bin unschuldig und habe nichts zu gestehen,“ sagte er mit offenem Blick und fast heiterer Zuversicht. „Thun Sie mit mir, was Sie wollen! Die Verantwortung komme über Sie, und auch über Sie, Mylady! Hier stehe ich im Vertrauen auf Gott! Er wird mich schützen, wenn mir Unrecht angethan werden soll!“

„Nun denn,“ sprach der Richter, „ich sehe schon, wir müssen zum Aeußersten schreiten, um ein Zugeständniß zu erlangen. Büttel, zähl' Er mir diesem verstockten Sünder zwanzig auf aus dem ff. Das wird ihn aufrichtiger machen, als er jetzt ist.“

Der Büttel trat vor, und ergriff Fritz beim Arm. Der arme Bursch erblaßte bei der Berührung, aber er setzte dem Büttel keinen Widerstand entgegen. Dieser war schon im Begriff, dem Deliquenten den Rock aus-zuziehen, um den Befehl des Richters auszuführen, als noch zu rechter Zeit, um Fritz vor der Schmach zu schützen, die Thüre geöffnet wurde, und eine edle, hohe Krieger-Gestalt in blitzender, goldstrahlender Uniform herein trat. Fritz warf nur einen Blick auf sie, und die helle Freude strahlte aus seinen Zügen.

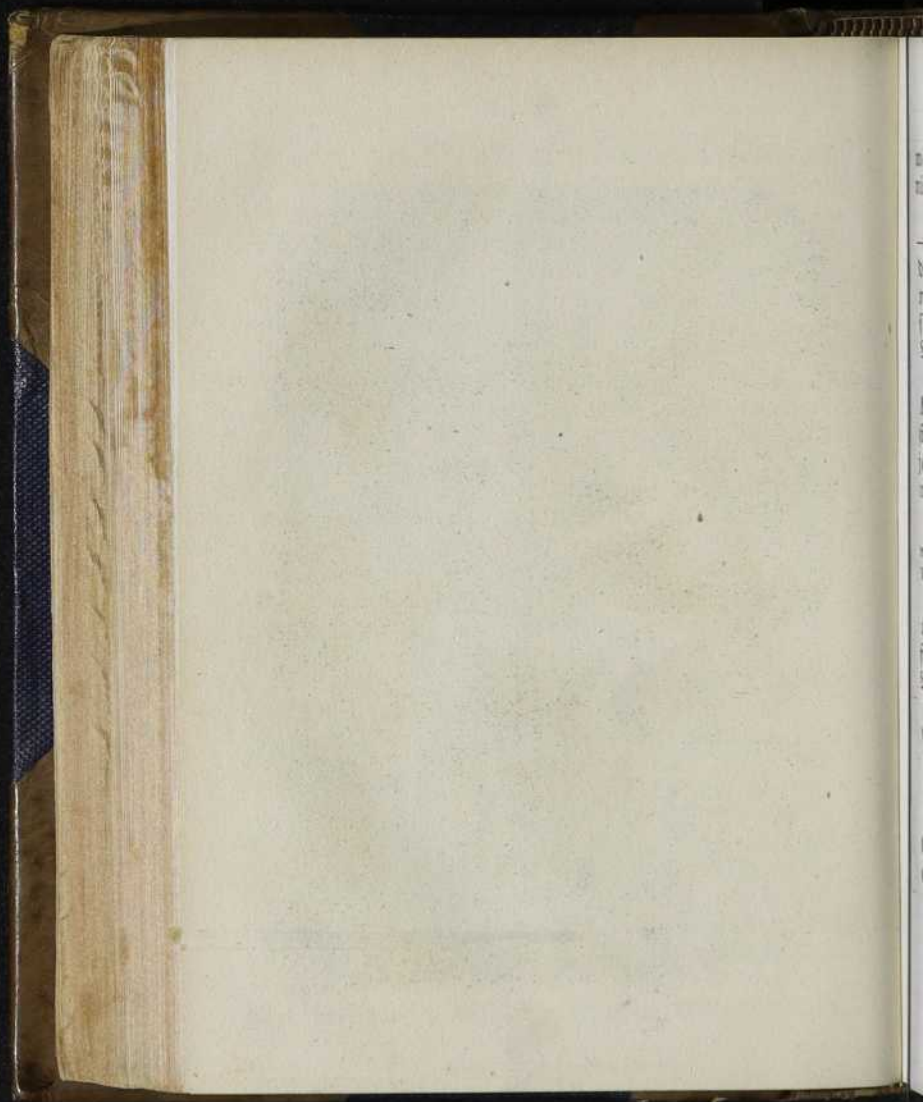
„Ich bin gerettet!“ schrie er laut. „Der Herr General von Erlenstein! Er kennt mich! Er wird nicht dulden, daß man ungerecht gegen mich verfährt.“

„Nein, Fritz, das werde ich in der That nicht dulden,“ erwiderte der General freundlich. „Beantworte mir aber erst eine Frage, obgleich ich im Grunde bereits weiß, daß sie überflüssig ist. Bist du schuldig oder unschuldig?“

„Oh, unschuldig, Herr General! Unschuldig!“ rief Fritz so frohlockend und fast jubelnd aus, daß man wohl erkennen konnte, wie er aus innerstem Herzen die Wahrheit sprach.

„Gut! Ich war dessen im Voraus vollkommen überzeugt,“ erwiderte der General zufrieden. „Erst vor einer Stunde erfuhr ich von deiner Schwester, was dir begegnet ist, und eilte sogleich hierher, um dir





meinen Beistand zu sichern. Sei ganz ruhig, es soll die nichts geschehen, was gegen die Ordnung ist!“

„Aber Herr General, nahm der Richter das Wort, — „mit allem Respekt vor Ihrem Range muß ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß Sie ganz und gar nicht berechtigt sind, störend in eine Kriminal-Untersuchung einzugreifen. Ich muß dagegen sehr ernstlichen Widerspruch einlegen.“

„Sehr wohl, mein Herr,“ antwortete der General kalt und gelassen; — „ich will Sie auch keineswegs stören, aber jedenfalls ist mir bekannt, daß das Gesetz jedem Angeklagten einen Vertheidiger gestattet. Sie werden mir das zugeben!“

„Allerdings,“ entgegnete der Richter etwas verlegen. „Aber der Angeklagte hat keinen Vertheidiger verlangt, und so . . .“

„Der Angeklagte! Der arme Mensch!“ unterbrach ihn der General. „Was weiß er von juristischen Spitzfindigkeiten! Sie hätten ihn auffordern sollen, einen Vertheidiger zu nehmen.“

Dem Richter wurde sichtbar unbehaglich zu Muth, denn er wußte wohl, daß er seine Befugnisse etwas überschritten hatte. Er gab dem Büttel heimlich einen Wink, zu verschwinden, und sagte dann:

„Es ist schon richtig, Herr General! Aber, — die Schuld liegt in diesem Falle so klar zu Tage, daß ich eine Vertheidigung für überflüssig hielt. Die Aussage dieser Dame ist doch nicht zu bezweifeln, und alle Verdachtsgründe sprechen gegen diesen jungen Menschen.“

„Wir werden sehen,“ antwortete der General. „Ich will gern glauben, daß Mylady diesen armen Burschen nicht wissentlich falsch anlagen wird, doch kann jeder

Mensch irren. Ich kenne den Angeklagten, und ich halte ihn nicht für fähig, einen Diebstahl zu begehen. Er ist durch und durch rechtschaffen und brav. Uebrigens wird sogleich mein Rechtsanwalt erscheinen, und dem Angeklagten seinen Beistand verleihen. Ah, da ist er schon," fügte er hinzu, als eben jetzt die Thür geöffnet wurde und ein älterer Mann mit klugem Gesicht und einer goldenen Brille auf der Nase hereintrat. „Willkommen, bester Justizrath! Ich danke Ihnen für die schnelle Gewährung meines Wunsches. Hier haben wir unsern Deliquenten, Anklägerin und Richter, Alle beisammen."

Der Advokat erwiderte die Begrüßung, und ließ dann seine blickenden spitzen Augen stechend von Einem der Anwesenden zum Andern gleiten. Auf Fritz hasteten sie am längsten und schärfsten. Das Gesicht des armen Burschen glühte noch vor Erregung, und seine Augen leuchteten so klar wie Sterne. Der Advokat nickte, als ob er zu sich selber sagte: „Alles recht und gut!" und wendete sich dann plötzlich an den Richter.

„Nun, Herr Assessor," sagte er höflich und freundlich, „wie sieht die Sache eigentlich? Wollen Sie die Güte haben, mir einige Mittheilungen zu machen?"

Der Richter verneigte sich tief vor dem Justizrathe, welcher ihm als einer der berühmtesten Advokaten der Residenz wohl bekannt war, und gab, anfänglich ein wenig verworren, doch zuletzt einen klaren und deutlichen Ueberblick der Sachlage.

„Und der junge Bursch läugnet also beharrlich?" fragte der Justizrath.

„So hartnäckig, wie es mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen ist."

„Nun, er mag Grund und Ursache dazu haben,“ warf der Justizrath leicht hin. „Ist es mir gestattet, einige Fragen an Mylady zu richten?“

Eine stumme, zustimmende Verneigung war die Antwort.

„So erlaube ich mir denn,“ fuhr der Justizrath zu der Dame gewendet fort, „Mylady zu fragen, ob Sie ganz genau wissen, daß Niemand Ihr Zimmer betreten hat von dem Augenblicke an, als Fritz vorgelassen wurde, bis zu jenem, wo Sie den Diamanten-Schmuck vermißten?“

„Ich weiß es mit größter Bestimmtheit,“ erwiderte die Dame.

„Wissen Sie auch mit gleicher Bestimmtheit, daß Sie mit den anderen Schmucksachen auch gerade den Diamanten-Schmuck aus dem Schreine genommen haben?“

Die Dame stutzte, besann sich, zögerte mit der Antwort.

„Ich sollte doch glauben,“ sagte sie endlich. „Alle meine Juwelen pflegten in dem Schreine aufbewahrt zu werden.“

„Ah, gnädige Frau, verzeihen Sie mir, aber diese Antwort kann mir nicht genügen,“ sagte der Justizrath. „Ich muß bitten, mir bestimmt zu erklären, ob sich der fehlende Schmuck unzweifelhaft bei dem Uebrigen befand?“

„Das ist mehr, als ich behaupten kann,“ entgegnete die Lady in einiger Verwirrung. „Mein Gott, wie kann ich das so genau wissen? Meine Kammerfrau pflegt die von mir gelegentlich gebrauchten Schmucksachen in ihre bestimmten Fächer zu legen, und sie ist

unglücklicher Weise auf acht Tage verweist, so daß man sie nicht befragen kann. Als ich den Schrein auspackte, habe ich nicht so genau auf den Inhalt desselben geachtet, und nachher eben nur meine Diamanten vermist.“

„Also können Sie nicht beschwören, die Diamanten mit ausgepackt zu haben?“

„Nein, das kann ich nicht! Man muß meine Kammerfrau fragen. Sie wird bestimmte Auskunft geben können. Mein Gott, wenn ich mich geirrt und einen Unschuldigen verdächtigt haben sollte! Das würde mich sehr unglücklich machen!“

Der Justizrath heftete einen sehr scharfen und durchdringenden Blick auf den Richter, der verlegen die Augen zu Boden schlug. Dann sagte er:

„Es will mir scheinen, Herr Assessor, als ob Sie ein wenig sehr — rasch in dieser Sache vorgegangen wären! Ich bezweifle die Aussage dieser Dame keineswegs, und glaube sehr gern, daß dieselbe ihre Diamanten vermisst hat. Jedoch, daraus folgt noch nicht, daß sie absolut in dem Schreine gelegen haben müssen, als er ausgeräumt wurde, und eben so wenig, daß sie absolut dieser junge Mensch entwendet haben soll. Kaum halte ich es für gerechtfertigt, daß Sie seine Verhaftung befohlen haben.“

„Aber der Verdacht sprach so dringend, lag so nahe,“ erwiderte verlegen der Richter. „Wenn Sie indeß darauf bestehen, daß die Verhaftung aufgehoben wird, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.“

„Ich meine, daß ich allerdings darauf bestehen könnte,“ entgegnete der Justizrath, „doch finde ich es im Interesse des jungen Menschen für besser, daß er

so lange in Haft bleibt, bis seine Unschuld offenbar dargethan ist. Wie ich glaube, wird es nicht schwer sein, dieses Ende herbei zu führen. Mylady wolle nun die Gnade haben, eine Nachsuchung bei sich selber anzustellen. Vielleicht findet sich dann schon der vermisste Schmuck wieder ein.“

Eine Nachforschung ist schon geschehen, mein Herr,“ versetzte die Lady rasch. „Wir haben Alles durchsucht, meine Leute und ich selbst, Alles, Alles! Das wenigstens weiß ich bestimmt, daß der Schmuck nicht in meiner Wohnung ist, und dieser Umstand eben verstärkte den Verdacht gegen den jungen Menschen. Ich klagte ihn erst an, als wir die genaueste Nachsuchung angestellt und nichts gefunden hatten.“

„Hm, das entschuldigt allerdings Mylady wesentlich,“ antwortete der Justizrath. „Wir müssen also noch einen anderen Versuch machen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Haben Mylady vielleicht schon Ihre Kammerfrau von Ihrem Verluste in Kenntniß gesetzt?“

„Nein! Daran habe ich nicht gedacht. Sie war schon den Tag vorher abgereist. Was konnte sie von dem ganzen Vorfalle wissen?“

„Von dem Vorfalle nichts, wohl aber vielleicht Etwas von den Diamanten!“ versetzte der Justizrath. „Halten Sie Ihre Kammerfrau für vollkommen rechtschaffen?“

„Gewiß, ohne Zweifel! Sie besitzt mein ganzes Vertrauen.“

„Wann kehrt sie von ihrer Reise hieher zurück?“

Heute — morgen — übermorgen, — ich kann es nicht genau sagen. Sie hat auf acht Tage Urlaub von

mir gefordert, ich habe ihr aber freie Hand gelassen. auch länger bei ihren Verwandten zu verweilen.“

„So muß also an sie geschrieben werden, gnädige Frau. Sie kennen ihren Aufenthaltsort?“

„Ja freilich! Ich werde sogleich schreiben, und einen Expressen an sie abschicken! Sie haben mir angst gemacht, Herr Justizrath! Ich zittere bei dem Gedanken, daß dieser junge Mensch unschuldig sein könnte, weil ich ihn angeklagt habe! Und doch möchte ich seinetwegen wünschen, daß er vollständig gerechtfertigt würde!“

„Daß macht Ihrem Herzen alle Ehre, gnädige Frau,“ sagte der Justizrath mit einer höflichen Verbeugung. „Hoffen wir, daß sich der Irrthum, wenn es ein solcher ist, auf befriedigende Weise löst. Haben Sie die Gnade, den Brief abzusenden, und morgen um diese Stunde können wir vielleicht die Untersuchung wieder aufnehmen.“

„Gewiß,“ entgegnete die Mylady. „Meine Kammerfrau wird den bestimmten Befehl erhalten, sogleich im Wagen meines Boten zurückzukehren. Sie kann schon in der nächsten Nacht eintreffen.“

„Dann also auf Wiedersehen um diese Zeit,“ sagte der Justizrath. „Es ist Ihnen doch so recht, Herr Assessor, oder wünschen Sie eine andere Stunde?“

„Nein, nein, es ist Alles so in der Ordnung!“ lautete die Antwort. „Wenn der junge Mensch unschuldig ist, muß er in Freiheit gesetzt werden, je eher, je besser!“

Der Justizrath nickte, machte der Lady eine tiefe Verbeugung, eine flüchtigere dem Richter, und Frißen nickte er freundlich zu.“

„Muth, mein Lieber!“ sagte er zu ihm. „Wenn du

unschuldig ist, was ich sehr stark glaube, dann wird dir die Zeit bis morgen nicht allzu lang werden. Adieu!“

„Muth und Geduld!“ fügte General Erlenstein diesen Worten hinzu, und klopfte Fritz leutselig auf die Schulter. „Ich hoffe, die Sonne wird morgen recht strahlend und glänzend für dich aufgehen. Lebe wohl bis dahin!“

Fritz antwortete nur mit Thränen der Dankbarkeit, welche unaufhaltsam über seine bald bleichen, bald glühenden Wangen rangen. Mylady mit ihrer Begleiterin entfernte sich in einiger Bestürzung, und auch der Richter schien eine gewisse Verwirrung zu empfinden. Vom Büttel war natürlich keine Rede mehr. Fritz wurde ohne weitere Kränkung wieder dem Schließer übergeben, und folgte demselben ganz heiter und glücklich in sein Gefängniß.

Siebentes Kapitel.

Die Rechtfertigung.

Nun, für dieses Mal wären wir glücklich durchgekommen, Fritz, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu,“ sagte der Schließer, als die Beiden zwischen den stillen vier Wänden des Gefängnisses wieder allein waren. „Wenn der Herr Untersuchungsrichter gewußt hätte, daß du unter den vornehmen Leuten so wohlwollende Gönner hast, er würde schwerlich den Büttel

haben kommen lassen. Es war nur ein Glück, daß der Herr General noch zu rechter Zeit eintraf, sonst hättest du deine Prügel weggehabt.“

„Ich danke Gott dafür, daß mir diese Schmach erspart worden ist,“ antwortete Frix. „Zeit meines Lebens hätte ich mich geschämt, wenn ich so unwürdig behandelt worden wäre!“

„Nun, es hätte auch dem Herrn Untersuchungsrichter schlecht bekommen können, wenn morgen deine Unschuld an den Tag käme,“ sagte der Schließer. „Ich glaube nun schon, daß du die Diamanten nicht gestohlen hast, aber neugierig bin ich doch, ob und wo sie sich finden werden.“

„Gott wird schon helfen, daß Alles an's Tageslicht kommt,“ versetzte Frix zuversichtlich.

„Ja, ja, wir wollen es hoffen und wünschen,“ stimmte der Schließer bei. „Nur sage mir noch, Frix, der Herr Untersuchungsrichter wollte dich doch auf freien Fuß setzen, — warum hat es der Herr Justizrath nicht zugegeben? Das hat mich nicht wenig verwundert, als ich es hörte.“

„O nein, es war ganz recht von dem Herrn Justizrath,“ erwiderte Frix. „Ich hätte meine Freiheit so nicht angenommen. Nicht eher verlasse ich das Gefängniß, als bis meine Unschuld vollständig erwiesen ist. Nein, nein, ich möchte mich nicht unter den Menschen blicken lassen, so lange noch auch nur ein Schatten des Verdachtes auf mir ruhet. Soll ich frei sein, muß ich auch frei sein von jeder Anklage, so sagt mir mein Gefühl.“

„Hm, da hast du vielleicht nicht unrecht,“ meinte der Schließer. „Aber abscheulich ist es doch von der

vornehmen Dame, daß sie dich armen Jungen so in's Unglück gebracht hat. An der würd' ich mich rächen, daß sie zeitlebens daran denken sollte."

"Oh nein," entgegnete Fritz rasch. "Sie mag kalt und sehr stolz sein, aber gewiß war sie fest überzeugt, daß ich der Dieb sein müsse, und darum kann ich ihr keinen Vorwurf machen. Auch habe ich wohl gesehen, wie sie erschraf, als ihr die Möglichkeit nahe trat, daß ich doch wohl unschuldig sein könnte. Wenn meine Schuldlosigkeit dargethan ist, wird sie gewiß Reue empfinden und mir den falschen Verdacht abbitten. Mehr verlange ich nicht von ihr."

"Du bist zu gut, Fritz," sagte der Schließer. "Ich in deiner Stelle ließe das nicht so hingehen, mir müßte sie einen gehörigen Ersatz leisten für den Schaden, den sie an meiner Ehre gethan, und für die Angst und Sorge, die sie mir bereitet. Ei, es ist kein Spaß, als ein Dieb mitten in der Nacht aus dem Hause geholt und in's Gefängniß gesperrt zu werden!"

"Gewiß, ein Spaß ist es nicht," entgegnete Fritz, "aber, am Ende, meine Ehre wird keinen Schaden leiden, und Angst und Sorge habe ich eigentlich um mich selber nicht gehabt. Ich dachte mir immer, daß mich der liebe Gott nicht verlassen würde, und nur meine arme Mutter und meine Schwestern thaten mir leid. Nun, das wird auch vorüber gehen, und hinterher werden wir uns um so glücklicher und zufriedener fühlen!"

"Ja, ja, ich sehe schon aus Allem, du bist wirklich ein wackerer Junge, dem es schon noch einmal recht gut gehen muß," sprach der Schließer, und klopfte Fritzem wohlwollend auf die Achsel. "Na, jetzt aber

muß ich fort, denn ich habe mehr zu thun, als zu plaudern mit dir. Nur Eines noch, der Herr Affessor hat mir gesagt, wenn du vielleicht einen Wunsch hättest, solltest du's nur sagen, man würde dir ihn gern erfüllen, wenn's möglich wäre.“

Fritz dachte einen Augenblick nach.

„Ja ich hätte einen Wunsch,“ sagte er dann, „oder eigentlich zwei. Ich möchte gern meiner Mutter einen kleinen Trost spenden. Wenn Jemand zu ihr ginge, und ihr mit einem Grusse von mir bestellte, sie möge nur ganz ruhig sein, der liebe Gott würde Alles schon gut machen, und zwar bald, so wäre mir's sehr lieb. Der Jemand könnte auch erzählen, wie gütig der Herr General sich meiner angenommen hat. Wenn das die Mutter wüßte, das wäre ein rechter Trost für sie. Und nachher, mein zweiter Wunsch wäre der. Mir wird die Zeit ein wenig lang im Gefängniß, weil ich an Arbeit gewöhnt bin, und hier nichts vornehmen kann, als meinen Gedanken nachhängen. Wenn mir der Jemand einiges Handwerkzeug mitbringen dürfte, und die Stücke zu dem Schreine, die ich schon zurecht geschnitten habe, und ich dürfte hier arbeiten, das wäre mir sehr lieb!“

„Die Stücke zu dem Schrein, den du der Lady machen sollst, Fritz?“ fragte der Schließer ganz verwundert. „Willst du denn für die noch arbeiten?“

„Ei, warum denn nicht?“ erwiderte Fritz.

„Nachdem sie dich so schlecht behandelt hat?“

„Das hat sie ja nicht in böser Absicht gethan, sondern nur, weil sie ihre Diamanten wieder haben wollte! Ich kann ihr das gar nicht so sehr übel nehmen!“

„Na denn, in Gottes Namen!“ rief der Schließer

aus. „Du bist wahrhaftig ein geduldiges Lamm, Fritz. Ich könnte nicht so sein, ich! Aber doch, im Grunde gefällt mir's von dir, und auch, daß du dich um deine alte Mutter so sorgst. Uebrigens, deine Wünsche sollen erfüllt werden. Ich will selber zu deiner Mutter gehen, sobald ich hier fertig bin, und keine zwei Stunden soll's dauern, dann bin ich wieder zurück. Laß dir die Zeit darüber nicht lang werden!“

Er ging, und ließ Fritz allein, der ungeduldig seine Rückkehr erwartete. Als ob der Schließer dies gewußt hätte, beeilte er sich so schnell als möglich, und kam schneller wieder, als Fritz gehofft hatte. Er brachte die verlangten Sachen und außerdem gute Nachrichten mit. Mutter und Schwestern befanden sich wohl und schickten die schönsten Grüße. Die Frau Generalin war bei ihnen gewesen und hatte ihnen guten Trost und gute Zuversicht gebracht. Sie glaubten fest an Fritzens Unschuld und hofften auf seine baldige Freisprechung.

Diese Nachrichten gereichten auch Fritz zu gutem Troste. Er dankte dem Schließer für seine Gefälligkeit, und ging dann so munter an seine Arbeit, als ob er nicht im Gefängnisse, sondern daheim in seinem Stübchen säße. Der Rest des Tages schwand ihm schnell dahin; auch die Nacht, die ihm den süßesten Schlummer brachte. Am folgenden Morgen erwachte er heitersten Sinnes, gestärkt und gekräftigt.

„Du siehst aus, als ob du schon frank und frei wärest,“ sagte der Schließer zu ihm, als er das Frühstück brachte.

„Es ist mir auch so zu Muthe,“ erwiderte Fritz. „Eine Ahnung sagt mir, daß in wenigen Stunden Alles vorüber sein wird, und ich schenke dieser Ahnung Glauben!“

„Gott gebe, daß sie in Erfüllung geht,“ erwiderte der Schließer gutmüthig, „obgleich mir's in einer Art gewissermaßen leid thut, daß ich dich so bald wieder verlieren soll. Dir freilich wird's nicht leid sein, aus dem Loch hinaus zu kommen, und ich kann dir's auch nicht verdenken!“

Nach diesen Worten setzte er seine Runde im Gefängniß weiter fort, und Fritz ging wieder an die Arbeit, welche gestern durch die eingebrochene Dunkelheit unterbrochen worden war. Einige Stunden mochte er dabei fleißig gewesen sein, als der Schließer wiederum, und dieses Mal selber mit freudestrahlendem Gesicht erschien.

„Alles gut, Fritz!“ rief er aus, und rieb sich vergnügt die Hände. „Du sollst hinüber kommen in's Gerichtszimmer. Die Anderen sind schon Alle da, auch die Lady und eine fremde Frauensperson, die ich gestern nicht gesehen habe. Es wird wohl die verzeißt gewesene Kammerfrau sein!“

„Und weiter? Weiter?“ fragte Fritz lebhaft.

„Ja, weiter weiß ich nichts,“ fuhr der Schließer fort, „als daß der Herr General und der Justizrath sehr vergnüglich, und die Lady nebst dem Herrn Assessor sehr niedergeschlagen aussehen. Das muß doch seinen guten Grund haben. Aber komm nur, sie warten auf dich, und je eher wir drüben sind, desto eher erfährst du auch, was passirt ist.“

Fritz bedurfte keines äußeren Antriebes zur Eile. Mit raschen Schritten folgte er dem Schließer. Sein Herz pochte in schnellen Schlägen, aber nur frohe Zuversicht und Hoffnung erfüllte es. Als er in das Gerichtszimmer trat, ließ er schnell seine Blicke über die

Anwesenden hingleiten. Der General und der Justizrath nickten ihm freundlich zu, die Lady stand bestürzt und verlegen da, und der Assessor hatte die Augen niedergeschlagen, als ob er sich innerlich schäme.

„Oh, sagen Sie mir, meine Herrschaften,“ rief Fritz aus, der seine Gefühle nicht bändigen konnte, — „nicht wahr, es ist heraus? Meine Unschuld ist erwiesen? Ich gelte nicht mehr für einen Dieb? Oh, bitte, bitte, sagen Sie mir's!“

„Es ist so, wie du sagst, Fritz!“ erwiderte der Justizrath freundlich. „Deine Unschuld liegt klar vor aller Augen, und wir haben dich rufen lassen, um dir dies und die Nachricht mitzutheilen, daß du ehrenvoll deiner Haft entlassen bist.“

„Und wie hat man entdeckt?“ fragte Fritz gespannt.

„Man hat ganz einfach den Diamanten-Schmuck wiedergefunden,“ versetzte der Justizrath. „Die Kammerfrau von Mylady hatte ihn einige Tage vor ihrer Abreise ohne Vorwissen ihrer Gebieterin zu einem Juwelier getragen, der eine kleine Ausbesserung daran vornehmen sollte. Bei Ankunft der Kammerfrau hat man dies vernommen und Mylady hat sofort mir Anzeige davon machen lassen. Du wirst die Dame entschuldigen, Fritz. Der Verdacht, die Steine entwendet zu haben, ruhte allerdings schwer und dringend auf dir, und außerdem ist Mylady gern erbötig, dir eine Entschädigung für die erlittene Ehrenkränkung zu gewähren.“

„Oh, ich verlange keine Entschädigung! Ich bin nicht böse auf Mylady! Gar nicht!“ jubelte Fritz voller Entzücken. „Mich freuet nur, daß die Diamanten

wieder da sind! Nun kann mich kein Vorwurf mehr treffen, und alles Uebrige ist vergessen!“

„Nein, mein armer junger Freund, ich wenigstens werde niemals vergessen, welches schwere Unrecht ich Ihnen zugefügt habe,“ nahm jetzt Lady Wilsford das Wort, indem sie auf Fritz zuging und ihm ihre Hand reichte. „Ich bitte, verzeihen Sie mir! Hätte ich Sie früher gekannt, wie ich Sie jetzt durch Ihre Gönner und Freunde kennen gelernt habe, ich würde nicht so voreilig gewesen sein, Sie anzuklagen. Verzeihen Sie mir, ich bitte inständigst darum!“

„Oh, Mylady,“ sagte Fritz ganz verwirrt, und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf die Hand der Dame, — „Sie sind zu gütig, mich um Verzeihung zu bitten. Ich weiß ja wohl, daß Sie keineswegs die Absicht, mich zu kränken, hatten, sondern fest überzeugt sein mußten, daß ich der Diamanten-Dieb wäre. Der Verdacht lag ja so nahe! Wenn ich etwas zu verzeihen habe, so verzeihe ich von Herzen gern! Aber jetzt muß ich zu meiner Mutter! Ich weiß, daß sie mit Schmerzen nach mir verlangt.“

„Und ich selbst werde dich in meinem Wagen zu ihr führen, und auch sie um Verzeihung wegen des Kummerß bitten, den ich ihr verursacht habe,“ sagte Lady Wilsford.

Und so geschah es. Nachdem Fritz sich bei seinen Gönnern bedankt hatte, mußte er in den Wagen der Lady steigen, und an ihrer Seite fuhr er ganz strahlend vor Glück durch die Straßen der Stadt hinaus nach der Vorstadt bis vor das kleine Häuschen, wo die Mutter mit Bangen seiner harnte. Das gab ein Aufsehen und Verwundern in der Nachbarschaft! Wie

ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von Fritz's ehrenvoller Freisprechung, und die nächsten Freunde kamen, um ihm dazu Glück zu wünschen. Fritz fühlte sich schon glücklich genug, als er in den Armen seiner Mutter lag, und ihre Freudenthränen auf ihn nieder flossen. Lady Wilsford störte das erste Entzücken der Wiedervereinigten nicht. Dann aber, als der Sturm der Seelen sich beruhigte, richtete sie herzliche Worte an die alte Mutter, die sie so tief gekränkt hatte, und bat auch sie um Verzeihung, welche gern und von Herzen gegeben wurde.

„Und nun noch Eines,“ sagte die Lady dann. „Ich weiß, Sie sind arm, und ich bin so reich, daß ich mehr als Ueberfluß habe. Gestatten Sie mir, einen kleinen Theil meiner Schuld abzutragen, und empfangen Sie diese kleine Summe als ein Zeichen meiner aufrichtigen Reue über das Vorgefallene.“

Sie legte ein Päckchen mit Papieren auf den Tisch, und wollte sich dann entfernen. Fritz aber ließ sie nicht gehen, sondern bestand darauf, daß sie ihr Geschenk wieder an sich nehmen müsse. Mylady wies ihn sanft zurück.

„Wollen Sie mich durch Zurückweisung dieser Kleinigkeit betrüben,“ sagte Sie, „so wird Ihre Mutter wohl minder hart gegen mich sein. Nehmen Sie, Madame! Es würde mich freuen, wenn ich durch das kleine Geschenk etwas zu Ihrem Wohlbehagen beitragen könnte. Und nun Adieu! Sie, mein lieber Fritz, vergessen mir den Schrein nicht, ich bitte darum. Adieu, Adieu, Ihr guten Leute, und der liebe Gott sei immer mit Euch, wie er es bis hieher gewesen ist!“

Ehe noch eine Antwort oder eine abermalige Wei-

gerung erfolgen konnte, war die Lady verschwunden, und ihr Wagen rasselte nach der Stadt zurück. Die Mutter öffnete das kleine Päckchen, das sie zurückgelassen hatte, und stieß einen Ausruf der Verwunderung aus.

„Großer Gott, sieh' nur, Fritz, fünfhundert Thaler!“ sagte sie.

Richtig, fünfhundert Thaler waren es in fünf Kassenscheinen, deren jeder auf hundert Thaler lautete. In der ersten Bestürzung über ein so großes Geschenk stand Fritz im Begriff der Lady nachzueilen, und es ihr zurückzugeben, aber er stieß in der Thür auf den General Erlenstein, der ihm entschieden in den Weg trat.

„Nichts da, das Geld behaltet Ihr, Kinder,“ sagte er, als er vernommen, um was es sich handelte. „Die Lady ist so reich, daß sie die kleine Summe nicht vermissen kann, und ich finde es recht und brav von ihr, daß sie auf diese Weise ihren Fehler einigermaßen wieder gut machen will. Ihr das Geld zurückgeben, heißt ihr eine Kränkung zufügen! Willst du das thun, Fritz?“

Fritz antwortete nicht, sondern ließ es geschehen, daß der General ihm das kostbare Päckchen aus der Hand nahm, und es der Mutter wieder übergab. Es war nun vorläufig keine Rede weiter davon, sondern man genoß in vollen Zügen die Freude, womit die glückliche Wendung von Fritzens Schicksal Aller Herzen erfüllte.

„Siehst du, Mutter,“ sagte Fritz noch zuletzt, „hätte ich nun nicht recht, heiter und standhaft zu bleiben, als ihr, du und die Schwestern, verzagen wolltet? Aus scheinbarem Unglück ist uns durch Gottes Hülfe ein wirkliches Glück erblühet, und der Himmel wird uns

Kraft geben, daß wir uns dieses Glückes auch in der Zukunft würdig machen!“

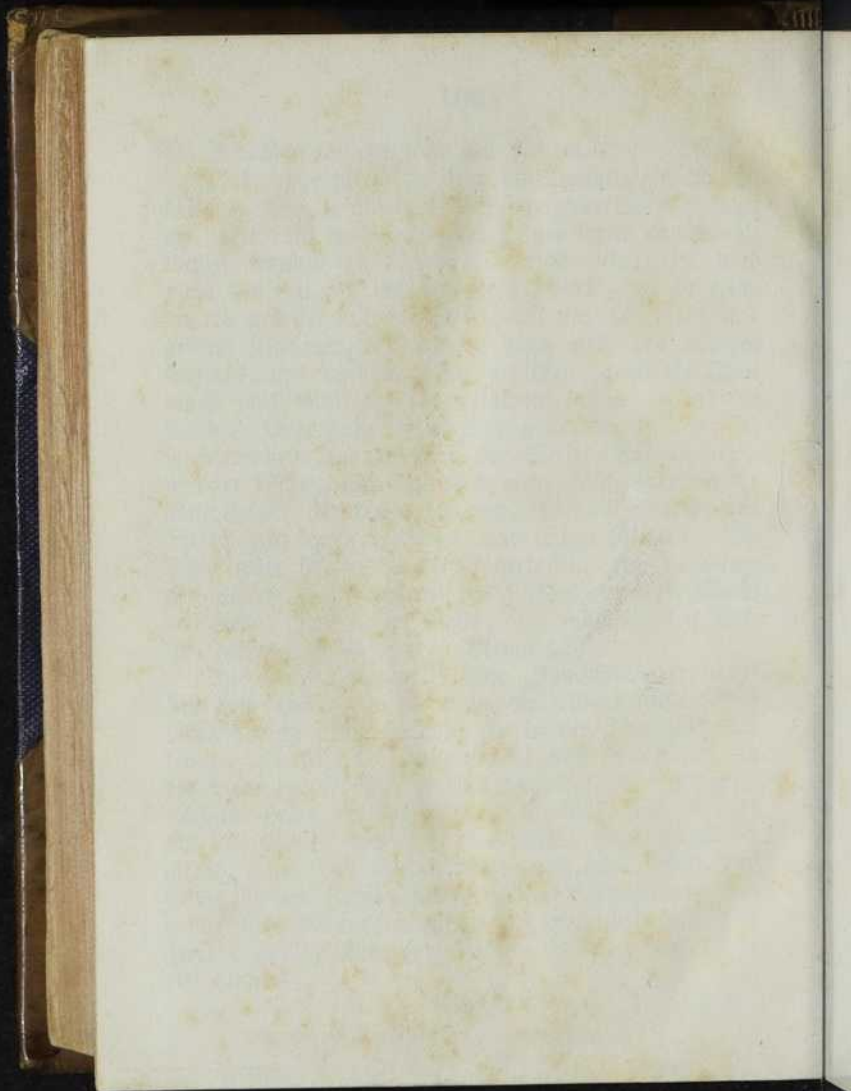
„Dazu verhelfe uns der Vater da drobn!“ sprach die Mutter, und der General Erlenstein fügte mit gerührter Stimme ein herzliches „Amen“ hinzu.

Diese Gedankenstriche, lieber Leser, bedeuten eine Reihe von Jahren, welche seit dem zuletzt erzählten Ereignisse aus Frigens Leben verflossen sind. Besuchen wir jetzt noch einmal die arme Familie, und sehen, wie es ihr ergeht. Da wohnt sie noch in dem kleinen Häuschen. Aber siehe da, es schauete da Manches anders aus, als früher. Wir bemerken einen gewissen Wohlstand, der sich in der Zierlichkeit der ganzen Einrichtung ausspricht. Und dieser Wohlstand ist auch richtig bei der Familie eingekehrt. Sie ist nicht mehr arm, sondern der Fleiß der drei Geschwister sichert ihnen ein genügendes Auskommen, und läßt sie auch noch Ersparnisse für die Zukunft machen. Frigens liebster Zukunftsraum ist in Erfüllung gegangen; das kleine Häuschen, das jetzt so nett und zierlich aussieht, ist wohlherworbenes Besizthum der Familie geworden. Das Geschenk der Lady hat den ersten Grund dazu gelegt, und die regsame Thätigkeit der drei Geschwister das Uebrige gethan. Frig ist ein berühmter Kunsttischler geworden, der für seine zierlichen Arbeiten sehr gut bezahlt wird. Die beiden Schwestern haben ein Putzgeschäft in der Stadt, noch dazu in der Hauptstraße, und erfreuen sich einer zahlreichen Kundschaft. Die Mutter hat ein wenig gealtert, aber aus ihren immer noch hellen, freundlichen Augen leuchtet frommes Glück und süße Zufriedenheit. Täglich betet sie für

das Wohl ihrer Kinder, welche sich so treulich der braven alten Mutter annehmen, und ihre letzten Lebensjahre durch Liebe und Zärtlichkeit versüßen. Alle sind glücklich, glücklich im ächtesten Sinne des Wortes, denn ihr Glück ist auf Pfeiler gegründet, welche ihm die Verheißung unerschütterlicher Dauer gewähren. Diese Pfeiler sind: Frömmigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und gegenseitige herzliche Liebe zu einander.

Lieber Leser, lege bei Zeiten den Grund zu diesen festesten Pfeilern irdischen Glückes!





968 P 281

50145

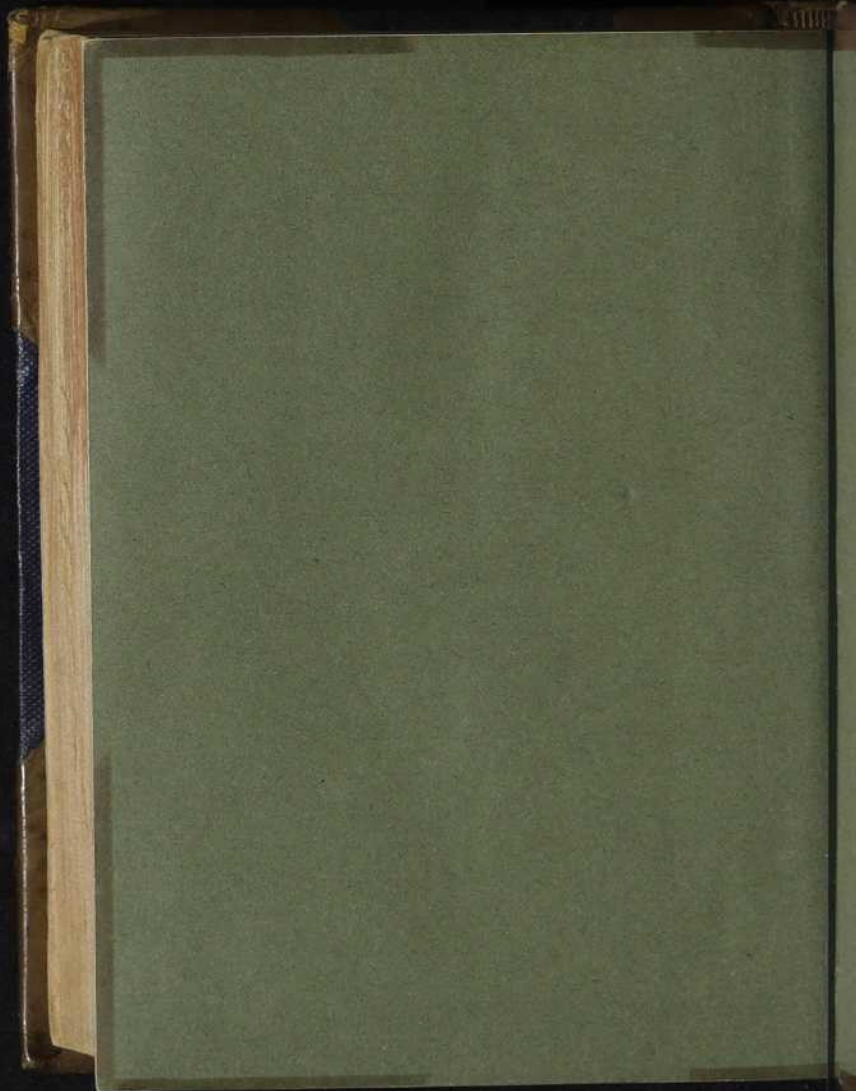
6 in 1 Bd

45. —

PD

40. —

AG 07/ 341

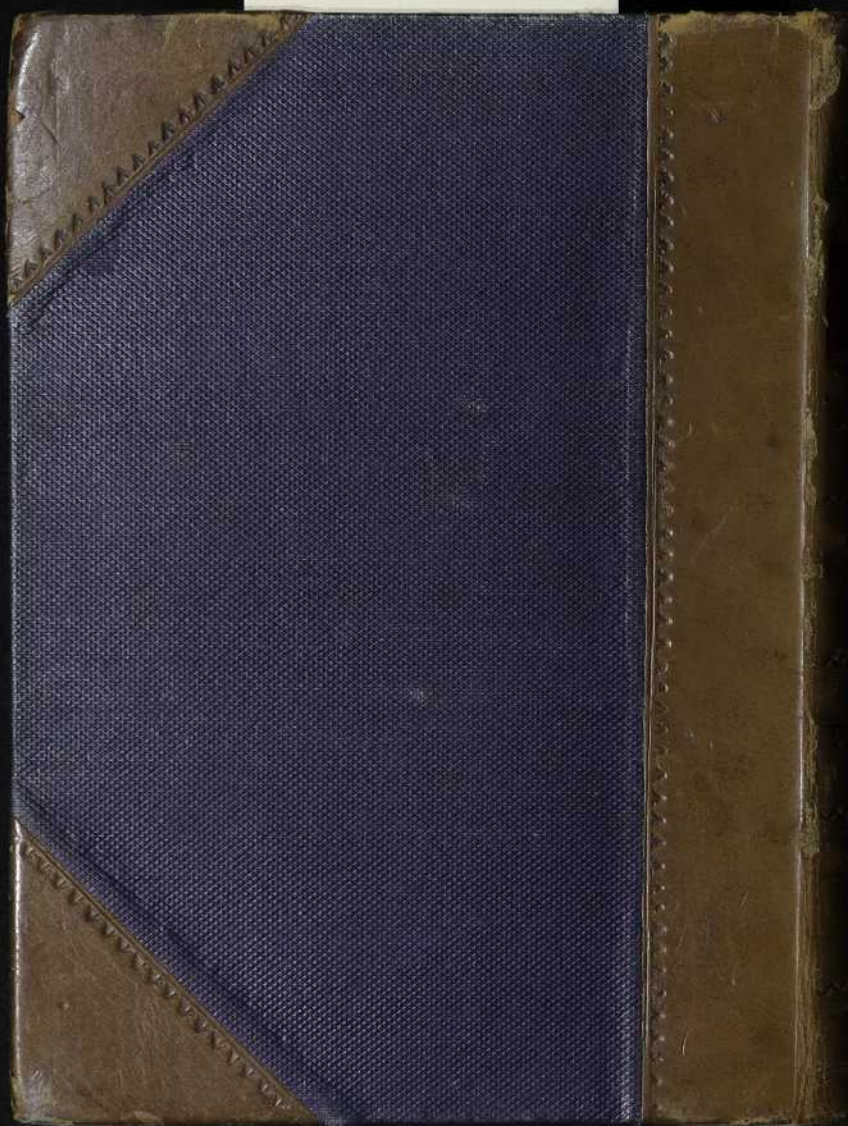


H/M 92 600

Internationale Jugendbibliothek



047002300159



Fritz Reiter.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Motto: Wer ein fröhliches Herz hat, wird
sich in seinem Leiden zu halten.
Sprch. 18. 14.

Mit vier Stahlstichen.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1861.

